

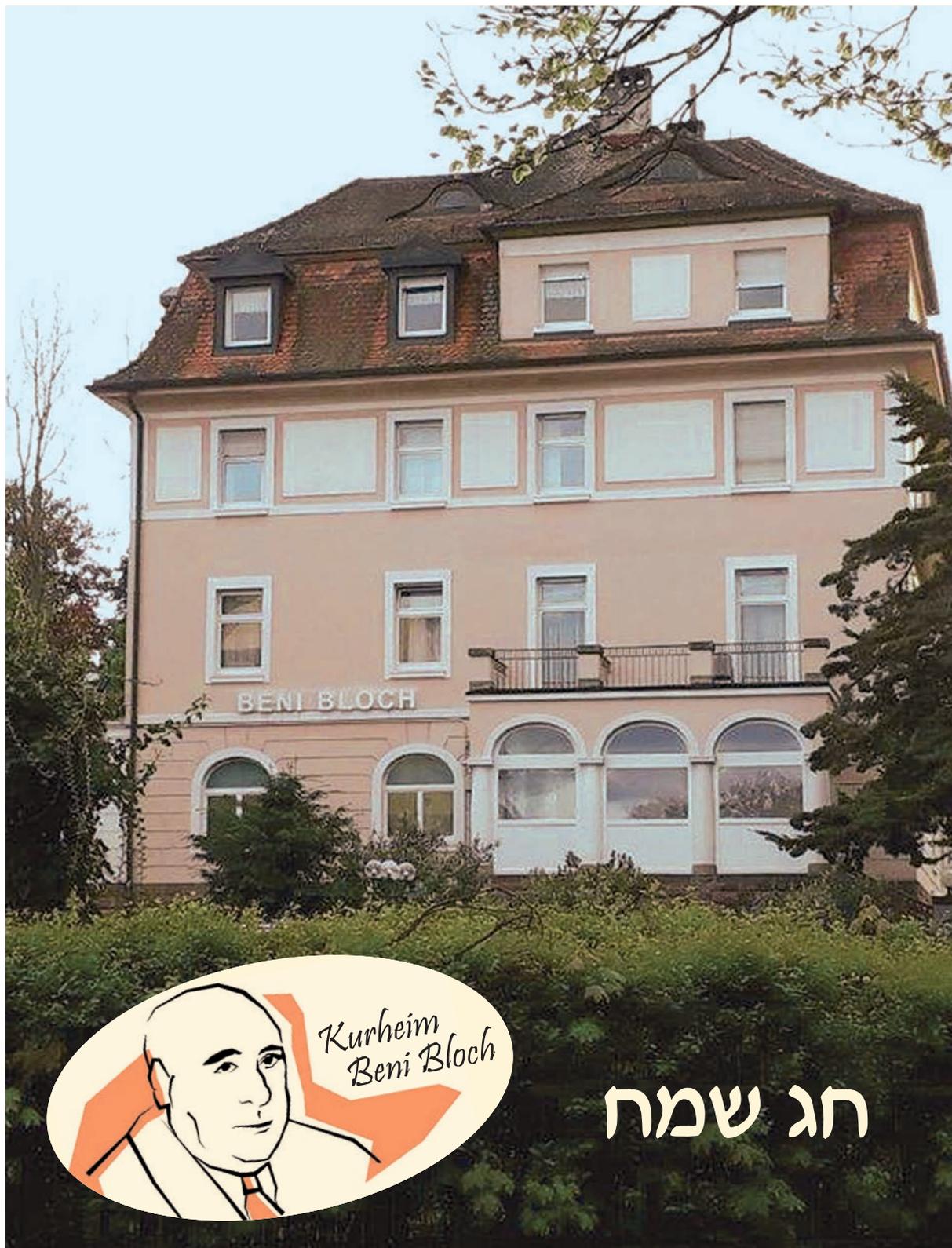
JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN

MITTEILUNGSBLATT DES LANDESVERBANDES ISRAELITISCHER KULTUSGEMEINDEN IN BAYERN

40. JAHRGANG / NR. 156

פסח תשפ"ה

11. APRIL 2025



חג שמח

77 GEDENKE



**Die jährliche Gedenkstunde des Landesverbandes der IKG in Bayern
im ehemaligen Konzentrationslager Dachau findet statt am**

Sonntag, 4. Mai 2025, um 9:45 Uhr

**Aus Sicherheitsgründen werden dieses Jahr an allen Eingängen Personenkontrollen (Körperscanner),
Taschen-Kontrollen und möglicherweise Ausweiskontrollen durchgeführt.**

Bitte planen Sie genügend Vorlaufzeit ein.

Wichtiger Hinweis:

Die Teilnahme an der Gedenkfeier im großen Zelt am Appellplatz ist dieses Jahr nur mit bestätigter Einladung
von der KZ-Gedenkstättenverwaltung möglich.

Dafür müssen Sie sich direkt bei der KZ-Gedenkstätte Dachau anmelden!

Individuelle Kontaktaufnahme mit der KZ-Gedenkstätte Dachau unter
4.Mai@kz-gedenkstaette-dachau.de

Für alle, die keinen Platz im großen Zelt bekommen, wird die Gedenkfeier live auf einer Leinwand außerhalb übertragen.

STOLPERSTEINE BAD KISSINGEN

In der Promenadenstraße 2 wohnten

ERNST NEUSTÄDTER
JG 1926
DEPORTIERT 1942
IZBICA
ERMORDET

GUSTAV NEUSTÄDTER
JG 1892
DEPORTIERT 1942
IZBICA
ERMORDET

PAULA NEUSTÄDTER
GEB. BACHARACH
JG 1896
DEPORTIERT 1942
IZBICA
ERMORDET

Unser Titelbild: Das Kurheim Beni Bloch in Bad Kissingen, MARE-Foto.

Bilder Rückseite (alle Beiträge dazu im Heft): **Nr. 1:** Regentenbau Haupteingang, Foto: Staatsbad Bad Kissingen. **Nr. 2:** Beni Bloch, Foto: ZWST. **Nr. 3:** Bundeskanzler Scholz in Auschwitz. **Nr. 4:** Koschere Begrüßung im Hotel, MARE-Foto. **Nr. 5:** Ausstellung im ehemaligen jüdischen Gemeindehaus, MARE-Foto. **Nr. 6:** Sederteller im Kurheim, MARE-Foto. **Nr. 7:** Das Jüdische Museum in München, Foto: Franz Kimmel.

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

Das Pessachfest sei eigentlich das Fest der Geburt des jüdischen Volkes, schreibt Rabbiner Dr. Berger aus Stuttgart in seinem Beitrag auf Seite 4 von JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN und ich möchte hier ergänzen, dass es ja auch ein Fest der Befreiung aus ägyptischer Sklaverei ist. Und der Rebbe erinnert: „An jedem Feiertag und an jedem Schabbat wird dieser Befreiung gedacht. In der Liturgie des Festes lesen wir Secher Ijtziat Mitzrajim, also Gedenke des Auszugs aus Ägypten.“ An den beiden Sederabenden stehen diese Gedanken im Mittelpunkt.

Stets wurde und wird die Haggada aber auch vor dem Hintergrund der aktuellen Situationen gelesen. Immer noch hält die Hamas Geiseln in den Tunneln unter dem Gazastreifen gefangen seit dem Massaker vom 7. Oktober und unter Bedingungen, die man sich nicht ausmalen kann. Und es ist nach wie vor der russische Krieg gegen die Ukraine, der uns umtreibt und das Pessach-Fest überschattet.

Und Pessach als Fest der Befreiung erinnert uns an die vielen Menschen in anderen Ländern, die in Diktaturen leben müssen, ohne Freiheiten, wie wir sie kennen. Das betrifft sicher Länder wie zum Beispiel den Iran und Russland, aber auch Länder, die die Freiheiten ihrer Menschen mehr und mehr einschränken. Wenn wir uns umschauen in der Welt, dann leben wir hier vergleichsweise im Paradies. Aber wie lange noch?

Wir wussten schon in den 1980er Jahren, dass etwa 20 Prozent der Menschen hier rechtsextreme Einstellungen vertreten.



Dieses Potenzial, damals latent vorhanden, ist heute offen aktiv und wird bei Wahlen, auch bei der letzten Bundestagswahl, durch zunehmende Wahlerfolge für die AFD politisch legitimiert. Wenn man im Bundestag sieht, wie viele Plätze mittlerweile von AFD-Leuten besetzt werden, dann kann das schon Angst machen. Wie der Zentralrat, wie jüdische Organisationen, zu dieser Partei stehen, ist klar. Die Partei bietet Antisemiten ein Zuhause, sie sucht sprachlich und ideologisch offene Verbindungen zum Rechtsradikalismus und Neonazismus und spielt mit den Ängsten der Menschen. Sie ist ein Fall für den Verfassungsschutz.

Es sind Wogen der Unzufriedenheit und der populistischen Scheinlösungen, die die politischen Ränder in unserem Land stärken. Diese Wogen müssen gebrochen werden. Das ist der Auftrag, den die Parteien der politischen Mitte am letzten Wahltag noch einmal erhalten haben. Sie müssen ihn nutzen und dabei verbrauchte Politikansätze mehr als kritisch hinterfragen.

Wir werden trotzdem jetzt wieder unser Pessach-Fest feiern und uns am Seder-Abend an die Befreiung aus ägyptischer Sklaverei erinnern. Wir werden die Geschichte der beschwerlichen Wanderung durch die Wüste erzählen und den Empfang der Tora am Berg Sinai. Die rituellen Speisen vom Sederteller, die Mazzen, das ungesäuerte Brot, das Charosset, wie der Lehm der ägyptischen Ziegelsteine, der Meerrettich als Bitterkraut und die anderen Zutaten des Sedertellers werden unsere Erinnerung untermalen. Und dazu werden wir die „vorgeschriebenen“ vier Gläser Wein trinken, bequem sitzend wie „freie“ Menschen und die gesamte Pessach-Haggada lesen, singen und beten. Auf Seite 14 hat Benno Reicher, die Vorfreude anregend, eine Pessach-Feier in Bad Kissingen beschrieben. Es ist ein Pessach in jüdischer Gemeinschaft und in bester Umgebung. Das wünsche ich auch Ihnen, liebe Leserinnen und Leser,

PESSACH KASCHER WE-SAMEACH

Ihr

Dr. Josef Schuster

Präsident

des Zentralrats der Juden in Deutschland und des Landesverbandes der IKG in Bayern

Pessach 5785

- Pessach
- Von Landesrabbiner Dr. Joel Berger . . . 4
- Die Offenbarung am Schilfmeer
- Von Yizhak Ahren 5

Kultur

- Der zerbrochene Spiegel 6
- Rosy Lilienfeld 7
- Applaus des Schicksals 8

Nachrichten aus Frankreich

- Der Jüdische Erzbischof
- Von Gaby Pagener-Neu 11

Jüdisch Reisen – Zu Gast bei Beni Bloch in Bad Kissingen

- Alles kosher lePessach
- Von Benno Reicher 14

- UNESCO-Weltkulturerbe
- Von Bernd Sterzelmaier 16
- Die Jüdische Gemeinde von den Anfängen bis 1945
- Von Rotraud Ries 18

Dokumentation

- Rektorenwechsel an der HfJS in Heidelberg 21
- Gedenkfeier „80 Jahre Befreiung von Auschwitz“
- Grußwort von Dr. Josef Schuster . . . 23

Aus den Jüdischen Gemeinden . . . 26

Buchbesprechungen

- Mein schönstes Gedicht
- Von Daniel Hoffmann 34

Russische Seite 43

IMPRESSUM

JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN
 authentisch bayerisch jüdisch
Redaktionsleitung: Benno Reicher,
 Vorländerweg 25, 48151 Münster,
 Telefon 0251-7475546
 www.bayerisch-jüdisch.de
 redaktion@berejournal.de
 Wir erscheinen im April zu Pessach,
 im September zu Rosch Haschana und
 im Dezember zu Chanukka
 In dieser Ausgabe mit Beiträgen von
 Rabbiner Joel Berger, Yizhak Ahren,
 Peter Bollag, Angela Genger, Daniel
 Hoffmann, Ina Karg, Markus Mauritz,
 Gaby Pagener-Neu, Ellen Presser,
 Benno Reicher, Rotraud Ries, Olaf Scholz,
 Josef Schuster und Bernd Sterzelmaier
Herausgeber: Landesverband Israelitischer
 Kultusgemeinden in Bayern
Gesamtherstellung: Druckerei Höhn,
 Gottlieb-Daimler-Str. 14, 69514 Laudenbach

Pessach

Von Landesrabbiner Dr. Joel Berger



Rabbiner Joel Berger

Das Pessachfest, das wir mit unseren Brüdern und Schwestern feiern, erinnert uns an den Auszug unserer Vorfahren aus Ägypten, wo sie 400 Jahre lang Sklaven und Gefangene der Ägypter und ihrer Herrscher, der Pharaonen, waren. Die Geschichte der gemeinsamen Anstrengungen und Kämpfe, die schließlich zur Freiheit führten, wurde uns im dritten Buch Mose, dem Levitikus, überliefert. Daher ist die Tora, die fünf Bücher Mose, als Offenbarung des Wortes Gottes für uns die wichtigste Quelle für die Anweisungen an unser Volk, dieses Fest zu organisieren und zu feiern. Nach diesem Exodus, der Befreiung aus Ägypten, entstand das Volk Israel aus den Kindern und Enkeln der Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob sowie der Erzmütter Sara, Rebekka, Rachel und Lea.

Das Pessachfest ist eigentlich das Fest der Geburt des jüdischen Volkes. Diese grundlegende Erfahrung eines jeden von uns war immer entscheidend für das jüdische Leben, für die Vertiefung der jüdischen Identität: An jedem Feiertag und an jedem Sabbat wird dieser Befreiung gedacht. In der Liturgie des Festes lesen wir Secher Ijtziat Mitzrajim, also „Gedenke des Auszugs aus Ägypten“. Bei unserem Abendessen, auf Hebräisch der Seder, zu Beginn des Festes sagen wir: „Jeder von uns soll sich so betrachten, als wäre auch er aus der Knechtschaft befreit worden.“ Die Befreiung, das Erlangen der Freiheit, löst bei den Menschen, die gerade aus der Unterdrückung befreit wurden, ein Gefühl der Hochstimmung aus. Dieser emotionale Zustand kann je-

doch kaum über einen langen Zeitraum aufrechterhalten werden. Oft greift der desillusionierende Alltag den Wert der erlangten Freiheit so heftig an, dass nach einer Weile auch die Erinnerung an das Glück der Freiheit verschwindet. Mir scheint, dass sowohl die Tora als auch die späteren Schriftgelehrten eine Vorstellung davon hatten, wie schwierig es ist, Freiheit zu verwirklichen. Und wie es von Jahr zu Jahr immer schwieriger wird, sich an die Freiheit, an die Befreiung, die Gott uns gewährt hat, zu erinnern oder sich sogar daran erinnern zu müssen. Das ist einer der Gründe, warum es die Rabbiner als ihre Pflicht betrachteten, die Geschichte der Sklaverei in Ägypten und der Befreiung zu erzählen. Jeder sollte die Geschichte des Pessachfestes auf seine Weise erzählen, nach seinem eigenen Verständnis und dem, was ihm wichtig und wesentlich erschien.

Ich möchte hier auf eine Episode aus dem zweiten Buch der Tora verweisen. Es geht um den Tyrannen Pharaos und zwei Frauen. Er ließ zwei hebräische Frauen holen, die beiden Hebammen der Israeliten. Der Pharaos befiehlt ihnen, alle israelitischen männlichen Neugeborenen zu

töten, die dank ihrer Hilfe auf die Welt kommen. Der Pharaos glaubt, damit endlich die Wachstumsrate der Israeliten auf Null reduzieren zu können (2.B.M. 1:15).

Doch der Tyrann irrt sich gewaltig. Er dachte, nur israelitische Männer könnten seine Pläne gefährden und nur von israelitischen Männern sei Widerstand zu erwarten. Ich habe in einem alten rabbinischen Kommentar zur Tora gelesen, dass er nur die Männer fürchtete und sie nur deshalb auslöschen wollte, weil seine Berater und Astrologen prophezeit hatten, dass eines Tages ein Israelit das Volk aus der Sklaverei befreien würde. Die Tora berichtet jedoch, dass die beiden Frauen, die Hebammen, und wahrscheinlich viele andere Frauen, im Gegensatz zu den Männern entschlossen Widerstand leisteten. Das zweite Buch der Tora, Schemot/Exodus sagt wörtlich (1:17), dass diese Frauen gottesfürchtig waren und es daher wagten, die Befehle des Pharaos zu sabotieren. Allerdings finden wir in der Tora keinen Hinweis auf gottesfürchtige Männer in Ägypten.

Ich will auch nicht verhehlen, dass die bereits zitierte rabbinische Auslegung der Schrift – von Menschen geschrieben – nicht mit Lob und Barmherzigkeit spart, wenn es um Frauen geht. An einer Stelle der Exegese werden Frauen als vorbildliche Chassidot, „fromme Seelen“, beschrieben. Denn wozu hätten die außergewöhnlichen Fähigkeiten von Moses und Aaron, die das Volk aus Ägypten führten, gedient, wenn die Frauen es nicht gewagt hätten, die Jungen zu retten? Es hätte keinen Moses gegeben. Der Exodus, die Befreiung, hätte nicht stattfinden können. Dank dieser mutigen Frauen wurden die Israeliten zu einer Nation.

Die Menschenwürde lässt sich in Freiheit, in einer Demokratie leichter und erfolgreicher bewahren und schützen. Totalitäre Staaten und Mächte verlangen, dass wir auf die Fähigkeit verzichten, selbst zu denken. Stattdessen zwingen sie uns, ihrer Ideologie zu dienen, in der Annahme, dass unser eigenes Schicksal dadurch eine günstigere Wendung nimmt.

Die Freiheit, die uns das Pessachfest verkündet, lehrt uns, aktiv an positiven Veränderungen in der Gesellschaft mitzuwirken, gegen Gleichgültigkeit und Passivität anzukämpfen. Deshalb hat das Pessachfest bis heute seine Bedeutung als Fest der Freiheit nicht verloren.



© MARE

Die Offenbarung am Schilfmeer

Eine Betrachtung von Yizhak Ahren

Am siebenten Tag von Pessach liest man in der Synagoge aus der Tora den Bericht über die Spaltung des Schilfmeers und das Lied, das Mosche und die Söhne Israels nach ihrer Errettung dem Ewigen sangen (2. Buch Mose 13,17 bis 15,26). Warum die Weisen gerade diesen Abschnitt für die Lesung ausgewählt haben, erklärt Raschi in seinem Kommentar zum 2. Buch Mose 14,5: „Pharao hatte mit den ausziehenden Israeliten Spione mitgeschickt. Als diese nach drei Tagen erkannten, dass die Israeliten nicht die Absicht hatten, nach Ägypten zurückzukehren, meldeten sie dies Pharao am vierten Tag. Am fünften und am sechsten Tag jagten die Ägypter ihren früheren Sklaven hinterher; am Abend des siebenten Tages betraten sie das Schilfmeer. Am Morgen des siebenten Tages sangen die Erretteten das Lied am Meer. Deshalb lesen wir dieses Lied am siebenten Tag!“

Die Offenbarung Gottes am Schilfmeer zählt zu den Grunderfahrungen Israels: Der Ewige rettete die Bedrängten und bestrafte die Übeltäter. Deshalb erwähnen wir die Ereignisse am Schilfmeer nicht nur am Pessachfest sowie beim Vorlesen des Wochenabschnitts Beschalach, sondern tagtäglich im Morgengebet: „An jenem Tag rettete der Ewige (das Volk) Israel aus der Hand Ägyptens, und Israel sah Ägypten tot am Ufer des Meeres. Israel sah die große Hand, die der Ewige an Ägypten angelegt hat, da fürchtete das Volk den Ewigen, und es vertraute

Gott und seinem Diener Mosche“ (2. Buch Mose 14, 30 und 31).

Rabbiner Samson Raphael Hirsch expliziert die Schlüsse, die wir aus dem Geschehen am Schilfmeer ziehen sollten: „Jirah (Gottesfurcht) und Emuna (Gottvertrauen) – das sind die beiden Grundzüge, welche für immer im jüdischen Gemüt Gott gegenüber lebendig und wach sein sollten. Es gibt nur ‚Einen‘, den wir zu gleicher Zeit fürchten und ihm vertrauen sollen, und das ist Gott, der ‚Eine Einzige‘, der so liebevoll als gerecht, so gerecht als liebevoll und ebenso unbeschränkt allmächtig in Übung seiner Liebe wie seiner Gerechtigkeit ist. Und alle drei, seine stets zu fürchtende Gerechtigkeit, seine stets mit Vertrauen zu erwartende Liebe sowie seine Beides in einem Momente übende, über Alles frei gebietende Macht, zu offenbaren und zu lehren – das ist die ewige Bedeutung dieses in seiner Größe einzigen Rettungsmomentes.“

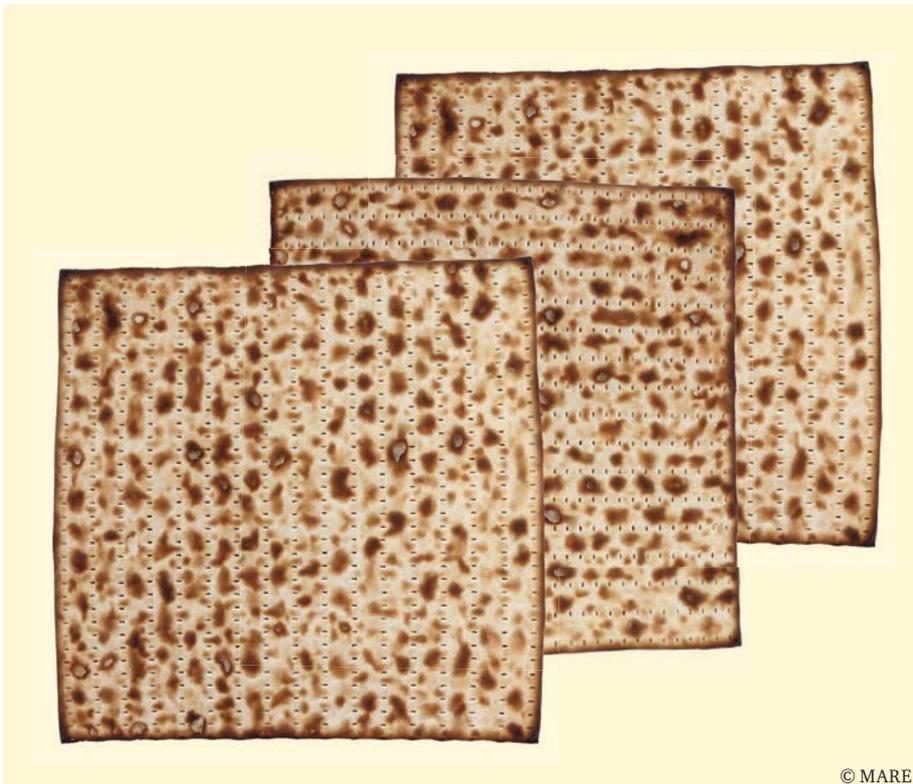
Die Schrift bezeugt, dass das Volk Gott und seinem Diener Mosche vertraute. Das Thema des Vertrauens wird im Wochenabschnitt Jitro, in dem von der Offenbarung am Berg Sinai die Rede ist, noch einmal behandelt: „Und der Ewige sprach zu Mosche: Siehe, ich werde zu dir kommen in der Dichte des Gewölks, damit das Volk höre und auch auf immer dir vertraue“ (2. Buch Mose 19,9). Die Frage drängt sich auf, warum die Tora ein zweites Mal sagt, dass das Volk dem Propheten Mosche

vertrauen wird. Eine Antwort finden wir im halachischen Kodex von Maimonides (Hilchot Jessode HaTora 8,1). Maimonides erklärt, dass sich erst durch die Offenbarung am Berge Sinai ein Vertrauen in Mosches Prophetie gebildet hat, das fortan nicht mehr zu erschüttern war. Hingegen war das am Schilfmeer entstandene Vertrauen nicht beständig, destruktive Zweifel waren möglich.

Wir haben oben bemerkt, dass man am siebenten Tag von Pessach aus der Tora den Abschnitt über die Spaltung des Schilfmeers sowie das Lied liest, das Mosche und die Söhne Israels damals dem Ewigen sangen. Professor Jeschajahu Leibowitz hat in seinem Buch über die Wochenabschnitte auf die erstaunliche Tatsache aufmerksam gemacht, dass die Lesung nicht, wie man erwarten könnte, mit dem Gesang am Schilfmeer endet. Fünf weitere Verse werden vorgelesen:

„Mosche ließ Israel vom Schilfmeer aufbrechen, und sie zogen in die Wüste Schur. Sie wanderten drei Tage lang in der Wüste umher und fanden kein Wasser. Da kamen sie nach Mara, konnten aber das Wasser von Mara nicht trinken, denn es war bitter. Da murrte das Volk wider Mosche und sprach: Was sollen wir trinken? Er aber schrie zum Ewigen; da zeigte ihm der Ewige ein Holz, das warf er ins Wasser, da wurde das Wasser süß. Dort gab Er ihm Gesetz und Recht, und dort prüfte Er es. Und Er sprach: Wenn du auf die Stimme des Ewigen, deines Gottes, hören und tun wirst, was in Seinen Augen recht ist, und neigst dein Ohr Seinen Geboten und beobachtest alle Seine Satzungen: keine der Krankheiten, die Ich Ägypten auferlegte, werde Ich auf dich legen. Denn Ich, der Ewige, bin dein Arzt.“

Die Tora teilt uns an dieser Stelle mit, dass schon wenige Tage nach der Offenbarung am Schilfmeer das Volk über Mosche murrte. Sowohl Jeschajahu Leibowitz als auch seine Schwester, die berühmte Tora-Lehrerin Nechama Leibowitz, hielten die Einsicht fest, dass erlebte Wunder die Menschen nicht automatisch verändern. Die letzten fünf Verse der Tora-Lesung am siebenten Tag von Pessach machen deutlich, dass wir zur Gottesfurcht und zur Gottesliebe nur dann gelangen können, wenn wir auf die Stimme des Ewigen hören und Seine Gesetze befolgen. Der Mensch steht stets vor der Wahl: Er muss so oder anders auf die Offenbarung Gottes antworten. Auf die Entscheidung von jedem Mann und von jeder Frau kommt es in der Praxis des Lebens an.



Der zerbrochene Spiegel

FRANKFURT. Das Jüdische Museum Frankfurt sammelt systematisch Werke von jüdischen Künstlern, die in den Jahren 1933 bis 1945 ins Exil gezwungen oder ermordet wurden. Es zeigt Arbeiten dieser Künstler in Sonderausstellungen im Raum „Kunst und Exil“ im dritten Stock im Rothschild-Palais. Bis zum 16. November ist dort die bemerkenswerte Kabinett-Präsentation „Léo Mailliet: Der zerbrochene Spiegel“ zu besichtigen. Sie bietet einen Einblick in das Leben und Werk eines Künstlers und Grafikers, dessen Biografie und Kunst von der Shoa geprägt sind.

Léo Mailliet, am 29. März 1902 in Frankfurt als Leopold Mayer geboren, musste das Kunststudium, zuletzt in der Meisterklasse von Max Beckmann, 1932 nach dem plötzlichen Tod seines Vaters abbrechen, um dessen Geschäft zu übernehmen. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurden die Werke zerstört, die er in seinem Atelier in der Städelschule zurückgelassen hatte. 1934 wanderte Mailliet zunächst nach England und Belgien aus, kehrte aber vorübergehend wieder nach Frankfurt zurück, um 1935 schließlich über Luxemburg nach Frankreich zu emigrieren, wo er sich als Fotograf und Grafiker durchschlug.

In das Internierungslager für Juden, Rivesaltes, verschleppt, drohte ihm 1942 die Deportation nach Auschwitz. Mailliet gelang es, aus dem fahrenden Güterzug zu fliehen und sich unter falscher Identität in den französischen Cevennen zu verstecken. 1943 zerstörte die Gestapo mehr als 300 Bilder und Druckplatten, die er in

seiner Pariser Wohnung zurückgelassen hatte. 1944 floh Mailliet schließlich in die Schweiz, wo er ab 1945 in Basel und Lausanne Bühnenbild und Typographie studierte. Es entstanden erste Illustrationen zu Kafka, und er konnte seine Arbeiten in Ausstellungen in der Schweiz, später auch in Paris, in Italien und Holland zeigen. Mailliet starb am 8. März 1990 im schweizerischen Tessin.

Der Titel der Frankfurter Ausstellung „Der zerbrochene Spiegel“ bezieht sich auf eine Zeichnung, die in unmittelbarem Zusammenhang mit Mailliets Flucht entstand. Am Tag des Aufbruchs aus Paris

zerbrach dem Künstler der Rasierspiegel. Mit wenigen Strichen skizzierte er sein Gesicht in den Spiegelscherben. Jahre später setzte er diese Zeichnung in eine Radierung um, die sich nun in der Sammlung des Jüdischen Museums befindet. Sie bildet den Auftakt zu einer Präsentation von Selbstbildnissen, in denen Mailliet seine widersprüchliche und prekäre Existenz in den Jahren von Flucht und Exil wiedergab. Die teils verfremdeten Darstellungen – das Spiegelbild ist zersplittert, der Kopf abgeschnitten – sind visuelle Reflexionen der Brüche und Traumata, die sein Leben prägten. *bere.*



Der zerbrochene Spiegel. Foto: JMF Nachlass Léo Mailliet: Daniel Mailliet und Nikolaus Mayer

Die Dritte Generation

MÜNCHEN. Achtzig Jahre nach dem Holocaust setzt sich die neue Ausstellung „Die Dritte Generation. Der Holocaust im familiären Gedächtnis“ im Jüdischen Museum München mit der Frage der transgenerationalen Traumata und dem emotionalen Erbe der Überlebenden auseinander. Damit knüpft sie an die immer dringender werdende Frage an, wie erinnern, wenn kaum noch Zeitzeugen befragt werden können, die den Holocaust unmittelbar erlebt haben? Ihre Geschichten, aber auch ihre Traumata haben sie an ihre Kinder und Enkelkinder weitergegeben. Während die Zweite Generation mit den psychischen und physischen Verletzungen ihrer Eltern aufwuchs, blickt die Dritte Generation aus einer größeren zeitlichen Distanz auf die Familiengeschichte, in der Erinnerung und Schwei-

gen, Familienmythen und -geheimnisse, erdrückendes oder fehlendes Familienerbe allgegenwärtig sind.

Dabei erkundet die Ausstellung verschiedene Strategien der Bewältigung und Auseinandersetzung mit dem Erbe des Holocaust und sie nimmt auch das Ringen um gesellschaftliche Anerkennung des Holocaust an Sinti und Roma genauer in den Blick. Sie erzählt vorrangig anhand künstlerischer Arbeiten vom Archivieren und nicht mehr Schweigen-Wollen, von Aneignung und Abgrenzung, vom bewussten Erinnern und Vergessen-Wollen, von der Allgegenwärtigkeit des Holocaust und den großen Lücken in den Familiengeschichten sowie den Versuchen, diese zu füllen. Die Ausstellung wurde zunächst im Jüdischen Museum Wien realisiert und nun für ihre zweite Station im Jüdischen

Museum München angepasst und erweitert. Dabei wurde auch eine lokale Perspektive stärker herausgearbeitet. Münchner Künstler zeigen mit ihren Arbeiten, wie sehr der Holocaust bis in ihr heutiges Sein hineinwirkt. Das Thema Provenienz und Restitution und das Handling mit der lückenhaften Hinterlassenschaft mancher Objekte in der Museums-Sammlung sowie der Umgang mit diesem familiären Erbe wird in der Münchner Schau durch mehrere Arbeiten herausgestellt.

Die von Sabine Apostolo, Gabriele Kohlbauer-Fritz (Wien), Ulrike Heikaus und Yuval Schneider (München) kuratierte Ausstellung wird bis zum 1. März 2026 in München gezeigt. Der Katalog zur Ausstellung erschien bereits 2024 im Hentrich & Hentrich Verlag, Berlin Leipzig. www.juedisches-museum-muenchen.de

Rosy Lilienfeld

LÜDINGHAUSEN. Noch bis zum 25. Mai zeigt das Museum Burg Vischering im westfälischen Lüdinghausen die Ausstellung „Women in Progress – Blickwechsel 2025“. Das bemerkenswerte Projekt will sechs Frauen vorstellen und damit zur Auseinandersetzung mit „weiblicher Kunst“ anregen. Es sei höchste Zeit, sagt Swenja Janning, die Kulturreferentin des Kreises Coesfeld, „das Jahr 2025 den Frauen zu widmen, den Blick zu wechseln, verstärkt Künstlerinnen zu engagieren, einem breiten Publikum vorzustellen und Fragen zu stellen wie: „Gibt es weibliche Kunst? Unterscheidet sich der weibliche Blick auf Kunst von dem männlichen? Wie nehmen wir Kunst weiblicher Künstlerinnen wahr?“ Gemeinsam mit ihrer Kollegin Henriette Fickers will sie die Ausstellungsbesucher auf eine kleine Reise durch die Kunstgeschichte mitnehmen und mit sechs faszinierenden Künstlerinnen aus unterschiedlichen Epochen vertraut machen, „die den männlichen Kollegen ihrer Zeit ebenbürtig waren“. Dabei werde auch „beleuchtet, warum sie vermeintlich in Vergessenheit gerieten“. Besonders gut lässt sich das am Beispiel der Frankfurter Künstlerin Rosy Lilienfeld zeigen, die 1942 vom holländischen Lager Westerbork nach Auschwitz deportiert und dort ermordet wurde.

Bei ihren Recherchen zu „Women in Progress“ entdeckten Swenja Janning und Henriette Fickers Rosy Lilienfeld im Jüdischen Museum Frankfurt, wo die Sammlungsleiterin Eva Atlan bereits seit Jahren zu der „vergessenen“ jüdischen Künstlerin Rosy Lilienfeld forscht. Schon Ende 2022 zeigte Eva Atlan künstlerische Arbeiten von Rosy Lilienfeld und drei weitere Künstlerinnen in einer eigenen Ausstellung im Jüdischen Museum. „Als ich 2009 bei der Bearbeitung unserer grafischen Sammlung auf diese Blätter stieß“, schreibt Eva Atlan auf der Webseite des Museums, „war ich sofort vom künstlerischen Ausdruck dieser Arbeiten begeistert und versuchte mehr über diese Künstlerin herauszufinden. Lilienfeld hatte vorwiegend als Illustratorin gearbeitet, dennoch ist nur ein einziges Buch mit ihren Arbeiten publiziert worden: „Bilder zu der Legende des Baalschem“ (1935). Sehr hilfreich waren zwei Artikel im Israelitischen Gemeindeblatt von 1935 und 1937, die von zwei Kunsthistorikerinnen verfasst wurden und einen Eindruck von der künstlerischen Tätigkeit und Lilienfelds frühen Ausstellungen geben.“

Sacha Schwabacher schrieb damals im Israelitischen Gemeindeblatt: „Rosy Lilienfeld lebt in einer besonderen Welt. In der Wirklichkeit fast immer an einem Ort, in Frankfurt, ihrer Vaterstadt, im unwirk-



Rosy Lilienfeld, Selbstbildnis.

Foto: Jüdisches Museum Frankfurt

lichen Leben der Kunst in Nord und Süd, Himmel und Hölle, im Grenzenlosen.“ Die Künstlerin wurde am 17. Januar 1896 in Frankfurt geboren. Die Familie wohnte bis Oktober 1939 im Westend. Rosy Lilienfeld

hatte Anfang der 1920er Jahre am Städel'schen Kunstinstitut bei dem Maler Ugi Battenberg studiert und verfügte über ein Atelier im Sachsenhäuser Malerviertel, das ihr die Kunstschule bis zur Kündigung des Mietvertrages 1936 vermietete. Lilienfeld war seit 1933 erwerbslos und konnte die Ateliermiete nicht mehr bezahlen. „In unserer Sammlung befinden sich etwa neunzig Tusche- und Kohlezeichnungen sowie einige Druckgrafiken der Künstlerin“, sagt die Frankfurter Museumsmitarbeiterin. „Rund die Hälfte dieser Werke erwarben wir in den 1990er Jahren im Kunsthandel. Größtenteils sind es Landschaften und Frankfurter Stadtansichten, entstanden Mitte der 1920er Jahre in einem expressionistischen Stil. Lilienfelds Bilder vermitteln teilweise eine Atmosphäre des Unbehagens und wirken fast alptraumhaft. Dies könnte auch ein Hinweis auf die seelische Verfassung der Künstlerin sein.“ Die im Museum Burg Vischering gezeigten Werke von Rosy Lilienfeld sind Leihgaben aus dem Jüdischen Museum Frankfurt. *bere.*

Tacheles auf der Bühne

Junges Theater Augsburg zur Antisemitismusprävention

AUGSBURG. Seit März letzten Jahres besucht das Junge Theater Augsburg weiterführende Schulen in ganz Bayern und spielt vor Ort das Jugendtheaterstück TACHELES. Das selbstentwickelte Stück mit anschließendem Nachgespräch und die obligatorischen theaterpädagogischen Workshops bilden ein Paket, das Schülern ab Jahrgangsstufe 8 Anknüpfungspunkte und Raum bieten, um sich mit alltäglichem Antisemitismus zu beschäftigen. Das Stück basiert auf Recherchematerial, autobiografischen Erlebnissen und O-Tönen junger Juden. Mit markanten Bei-

spielen aus dem Fußballverein, dem Rap und der Verschwörungsszene sensibilisiert TACHELES sein Publikum für antisemitische Vorurteile und klärt durch Faktenchecks auf. Das Stück spielt in der WG von Paul, Kinan und Irina. Sie feiern gerne gemeinsam fette Partys. Ihre unterschiedlichen Herkünfte und Religionen spielen dabei keine Rolle. Bis heute: Denn seit der Party gestern ist Irina verschwunden. Was ist passiert? Irina ist Jüdin.

Alle Informationen zu TACHELES: www.jt-augsburg.de/tacheles.



Szene aus dem Jugendstück Tacheles.

Foto: Frauke Wichmann

Der digitale Klassenraum

BERLIN. Das Jüdische Museum Berlin (JMB) startet den digitalen Klassenraum JMB di.kla – ein kostenfreies, fachübergreifendes Online-Lernangebot zu jüdischer Geschichte und Kultur. Die Anwendung richtet sich an Schulklassen ab der 7. Jahrgangsstufe. Interaktive Lerneinheiten fördern ein diskriminierungskritisches Lernen und regen Schüler zum Mitdenken, Mitmachen und zum Dialog an. Ohne Anmeldung direkt online verfügbar, bietet JMB di.kla Lehrkräften ein einzigartiges Angebot, das den Unterricht erleichtert und Jüdisches auf innovative und partizipative Weise vermittelt.

„JMB di.kla ist ein wegweisendes Bildungsprojekt, das moderne Lernwelten verbindet – interaktiv, digital und im Klassenzimmer“, erläutert JMB Direktorin Hetty Berg. „In einer Zeit, in der die Auseinandersetzung mit Geschichte und Vielfalt wichtiger ist denn je, möchten wir jungen Menschen nicht nur Wissen

vermitteln, sondern sie dazu ermutigen, selbstständig zu denken und eine respektvolle Haltung gegenüber allen Mitgliedern unserer diversen Gesellschaft einzunehmen. Gerade heute, in einer vernetzten Welt, ist es besonders wichtig, diese Kompetenzen zu fördern.“

Innovativ, interaktiv und praxisnah

di.kla steht als Abkürzung für „digitaler Klassenraum“. Zugleich ist es ein hebräischer Vorname, der „Palme“ bedeutet, ein Symbol für Wachstum und Positivität. Der gleichnamige Avatar führt die Schüler per Chat durch die Anwendung und sorgt für eine spielerische Interaktion mit den Lerninhalten. „Mit JMB di.kla realisieren wir ein weiteres Leuchtturmprojekt unserer Digitalstrategie. Es fügt sich nahtlos in unsere Outreach-Programme ein, die es Schülern ermöglichen, jüdische Kultur und Geschichte auf eine verständ-

liche und ansprechende Weise kennenzulernen – auch außerhalb des Museums. Es freut mich, dass wir auf diese Weise noch mehr junge Menschen erreichen und so kulturelle Teilhabe ermöglichen“, betont Barbara Thiele, die im Juni 2024 neuberufene Direktorin für Vermittlung und Digitales.

Aktuell stehen fünf Lerneinheiten zu den Themen Purim, Pessach, Hebräisch, Antisemitismus und jüdische Orte zur sofortigen Nutzung bereit. Diese sind zweisprachig in Deutsch und Englisch verfügbar und lassen sich flexibel in den Unterricht einbinden, im Klassenzimmer und im digitalen Raum. Die webbasierte Anwendung erfordert lediglich einen Internetzugang. Die Themen können sowohl in Einzelarbeit als auch in Kleingruppen bearbeitet werden und bieten Material in Schulstundenlänge sowie Kurzpulse zwischen drei und 30 Minuten.

<https://dikla.jmberlin.de/de>

Applaus des Schicksals

WÜRZBURG. Neugierig, schwermütig, manchmal auch ein wenig frech, aber stets mit weit geöffneten Augen. So blicken die Gesichter aus den Ölgemälden und Zeichnungen von Gennady Karabinskiy, die bis Ende März im Johanna-Stahl-Zentrum zu sehen waren. Unter dem Titel „Applaus des Schicksals“ zeigte das Würzburger Institut für jüdische Geschichte und Kultur in Unterfranken eine handverlesene Sammlung von 14 Werken des 1955 in der damaligen Sowjetunion geborenen Künstlers. Bemerkenswert ist die Schau auch insofern, als Karabinskiy, der 2004 in die Bundesrepublik übersiedelte, seit Jahren nicht mehr ausgestellt hat.

Karabinskiys Bilder setzen stets die menschliche Existenz in den Mittelpunkt. Es sei ihm wichtig, die Tradition der jüdischen Kultur und die jüdische Vorstellung von Ästhetik und Harmonie zu bewahren. Er wolle in seinen Werken den Humanismus des Judentums fortsetzen, schreibt der Maler in einem Begleittext zur Ausstellung. Die Augen der von ihm portraitierten Menschen werden auf diesem Weg zum Spiegel der Seele. Was mögen diese Augen schon alles gesehen haben? Was werden sie vielleicht noch zu sehen bekommen?

Gennady Karabinskiy, der in Sankt Petersburg Bildende Kunst studiert hat, nahm in den vergangenen 35 Jahren an mehr als 200 Ausstellungen in vielen Ländern der Welt teil. Ein Großteil seiner Arbeiten befindet sich heute in Privatbesitz oder ist in öffentlichen Sammlungen zu sehen – unter anderem in der Bundesrepublik, in Israel, in Russland, den USA oder Japan.

In seinen Portraits geht es Gennady Karabinskiy nicht um die oberflächlich sichtbare Welt. Nicht die fotografisch fassbare Wirklichkeit treibt ihn um, nicht die naturgetreue Abbildung. Karabinskiy fühlt sich vielmehr dem Post-Impressionismus verpflichtet. Er will das Wesentliche sichtbar machen. Er will das Wesen des Menschseins offenlegen. Dazu verfälscht er die Farben und verformt er die Figuren. Und trotzdem überzeugt Karabinskiy in seinen Zeichnungen durch einen sicheren Strich und in den Gemälden durch die routinierte Darstellung. Seine Bilder wecken Assoziationen an van Gogh, an Gauguin oder auch an Toulouse-Lautrec.

In Karabinskiys Bildern ist nichts zufällig. Sie stecken vielmehr voller Anspielungen und Symbole. Etwa die zwei Kerzenständer, die wie beiläufig auf vielen der Arbeiten im Hintergrund auftauchen. Es sind jene Kerzen, die man zu Beginn des Schabbats anzündet. Oder die als fluchtbereite Hasen verkleideten Buben auf dem Ölgemälde „Die Geburt eines Traums“. „Ich bin ein Maler, der jeden Tag von morgens bis abends arbeitet“, sagt Gennady Karabinskiy über sich selbst. Dazu brauche er aber keine „spezielle, so genannte Inspiration“, er brauche nur die Zeit, seine Gefühle und seine Gedanken in Bilder zu verwandeln.

Markus Mauritz



„Applaus des Schicksals“, so lautet der Titel dieses Ölbildes von Gennady Karabinskiy. Dr. Riccardo Altieri (links), der Leiter des Johanna-Stahl-Zentrums, und sein Stellvertreter Marian Fritsch haben die Ausstellung nach Würzburg geholt.

Foto: MM

Erinnerungskultur

Klara-Ullmann-Straße

WÜRZBURG. Eine nun umbenannte Straße im Frauenland wird dabei helfen, sich in Würzburg an eine Frau zu erinnern, die sich in herausragender Weise für das jüdische Gemeindeleben eingesetzt hat. Klara Ullmann war Vorsitzende des israelitischen Frauenvereins. „Ihr wohlthätiges Wirken ist ein Beispiel für Solidarität und Mitmenschlichkeit“, begründete Oberbürgermeister Christian Schuchardt anhand von Recherchen des Stadtarchivs, warum die 1936 verstorbene Würzburgerin nun recht spät diese Ehre erfährt. Schuchardt ging auch auf die Umstände ein, die zur Umbenennung der Richard-Strauss-Straße führten. 2015 hatte der Stadtrat eine Expertenkommission ins Leben gerufen, die Biografien hinter Straßennamen intensiv erforschten, soweit die Persönlichkeiten zur NS-Zeit aktiv waren. Auch Richard Strauss' Lebensleistung wurde kritisch gewürdigt. Seine unbestreitbaren musikalischen Leistungen stehen in einem Spannungsverhältnis zu seiner mitunter opportunistischen Haltung gegenüber dem NS-Regime – etwa in seiner Rolle als Präsident der Reichsmusikkammer.

Bei der feierlichen Umbenennung der Straße, zu der auch Ehrenbürger Dr. Josef Schuster, Stadtheimatspfleger Dr. Hans Steidle, Stadtarchivleiter Dr. Axel Metz, zahlreiche Stadtratsmitglieder wie auch Anwohner aus der Nachbarschaft gekommen waren, ordnete Schuchardt ein: „Die Umbenennung der Richard-Strauss-Straße in Klara-Ullmann-Straße ist vor allem ein Schritt in Richtung einer zukunftsorientierten Erinnerungskultur. Wir wollen die Vielfalt unserer Stadtgesellschaft im öffentlichen Raum abbilden und die Leistungen von Frauen sichtbarer machen.“ Der Ausgangspunkt war in Würzburg ein starkes Ungleichgewicht bei den Geschlechtern in Sachen Erinnerungskultur. Gegen die Unterrepräsentation geht die Kommunalpolitik nun seit einigen Jahren entschieden vor.

Klara Ifri (so der Mädchenname der nun Geehrten) war die Tochter des Kaufmanns Moses und seiner Frau Hannchen, geb. Steindecker. Sie heiratete den verwitweten Kaufmann Moritz Ullmann. Dieser verdiente sein Geld als Schuhwarenhändler, während Klara zu Hause blieb. Sie bekamen sechs Kinder: Hedwig, Ida, Hirsch, Max, Regina und Jenny. Die Familie wohnte ab 1879 in der Sophienstraße 14. Klara und Moritz engagierten sich gemeinsam intensiv in der Jüdischen Gemeinde und für wohlthätige Zwecke. Klara übernahm die Leitung des Israelitischen Frauenvereins. Als ihr Mann bereits 1899 starb, lebte die Witwe mit ihrer ledigen Tochter Regina zusammen. Ihre anderen Kinder zogen weg: Ida nach Karlsruhe,

Hedwig und Jenny nach Frankfurt und Max wanderte nach New York aus.

Ihren 80. Geburtstag feierte Klara Ullmann 1933 noch „in körperlicher und geistiger Frische“, wie eine Anzeige in der Zeitschrift „Der Israelit“ bezeugt. Anlässlich ihres Todes drei Jahre später wurde ein längerer Nachruf zu ihren Ehren veröffentlicht, in dem sie als beliebt und verehrt bezeichnet wird. Sie sei eine freundliche, hilfsbereite und fromme Frau gewesen. Zudem heißt es darin, dass sie aus einer Gelehrtenfamilie stamme, die auf den Talmundgelehrten und Rabbiner Nathanael Weil zurückginge. Zahlreiche Personen sollen an der Trauerveranstaltung teilgenommen und ihr die letzte Ehre erwiesen haben.



Klara-Ullmann-Straße. Straßen-Umbenennung mit (v.li.) Würzburgs Oberbürgermeister Christian Schuchardt, Stadtrat Willi Dürrnagel, Stadtheimatspfleger Dr. Hans Steidle, der frühere Stadtrat Heinrich Jüstel, Ehrenbürger Dr. Josef Schuster und Stadtarchivleiter Dr. Axel Metz.
Foto: Ugur Yurdagül

Heine-Preis für David Grossman

DÜSSELDORF. Der israelische Schriftsteller, Journalist und Friedensaktivist David Grossman wurde am 14. Dezember 2024 mit dem Düsseldorfer Heine-Preis ausgezeichnet. Die Verleihung fand traditionell um den Geburtstag Heinrich Heines (13. Dezember) statt. Die Ehrung wurde im Rahmen eines Festaktes im Düsseldorfer Schauspielhaus von Oberbürgermeister Dr. Stephan Keller vorgenommen. Die Laudatio hielt die Publizistin Dr. Carolin Emcke. Der Heine-Preis zählt zu den bedeutendsten Literatur-

preisen und wird seit 1972 verliehen. Er ist mit 50.000 Euro dotiert.

„Der Einsatz für Frieden bewegt David Grossman immer schon und zieht sich wie ein roter Faden durch Leben und Werk“, erklärte OB Keller. „Auch für Heinrich Heine galt dies. Er hat die Menschlichkeit in den Vordergrund gestellt. Heine hat sich nicht vereinnahmen lassen, nicht von Parteien, nicht von Staaten. Ebenso wenig wie David Grossman. Wir ehren David Grossman heute nicht nur für sein literarisches Schaffen, sondern auch für

seine Haltung, seine Menschlichkeit und seinen Mut. Möge dieser Preis ein Zeichen dafür sein, wie sehr seine Stimme gebraucht wird – heute mehr denn je.“ Bereits am Vortag, an Heines Geburtstag, trug sich David Grossman in das Goldene Buch von Düsseldorf ein. Zuvor besuchte er das Heinrich-Heine-Institut.

Begründung der Jury

„Den Heine-Preis 2024 erhält David Grossman, eine der bedeutendsten Stimmen der Gegenwartsliteratur“, erklärte die Jury.



Der israelische Schriftsteller, Journalist und Friedensaktivist David Grossman wurde mit dem Heine-Preis 2024 ausgezeichnet. © Landeshauptstadt Düsseldorf/Melanie Zanin

„Seine Prosa ist durchdrungen vom tiefen Verständnis und empathischer Nähe zu den Menschen mit ihren unauflöslich erscheinenden Konflikten. Ganz im Sinne Heinrich Heines tritt er klarsichtig für die Zusammengehörigkeit aller Menschen ein und setzt auf die verbindende Kraft der Literatur. In seinen intellektuell bestechenden, differenzierten Reden und Essays wirbt er unaufhörlich für Frieden und Aussöhnung im Nahen Osten. Er wird nicht müde, der Menschlichkeit eine Stimme zu geben.“

David Grossman wurde am 25. Januar 1954 in Jerusalem geboren. 1971–1975 diente er in der israelischen Armee. In diese Zeit fiel der Jom-Kippur-Krieg (Oktober 1973), der vierte arabisch-israelische Krieg seit der Staatsgründung Israels. Grossman studierte danach Philosophie und Theaterwissenschaft an der Hebräischen Universität Jerusalem und schloss sein Studium 1979 mit dem Bachelor ab. Ab 1970 war er als Nachrichtenredakteur, Hörspielautor und -sprecher beim staatlichen Radiosender „Kol Israel“ beschäftigt, wo er bis 1984 unter anderem die populäre Kindersendung „Cat in a Sack“ präsentierte. Dem Schreiben widmete sich Grossman zunächst nebenberuflich, ehe er sich als Schriftsteller selbstständig machte und mit Romanen, Erzählungen und Essays international bekannt wurde. Mit Autorenkollegen wie Amos Oz, Yoram Kaniuk und Joshua Sobol wurde er zu einer prominenten Gruppe „kritischer Israelis“ gezählt, die sich in der Heimat zeitweise heftigen Attacken ausgesetzt sah. Krieg und Gewalt, die den Alltag in Israel bestimmen, sind das Thema vieler seiner Bücher. Im besetzten Westjordanland spielt sein hoch gerühmter Erstlingsroman „Das Lächeln des Lammes“ aus dem Jahr 1983. Die Diskussion, wie und ob die Shoa literarisch zu verarbeiten sei, belebte der Autor

mit seinem zweiten, nicht nur in Israel umstrittenen Roman „Stichwort: Liebe“, der ihn international bekannt machte. Sein Reportageband „Der geteilte Israeli: Über den Zwang, den Nachbarn nicht zu verstehen“ war den Palästinensern mit israelischer Staatsangehörigkeit gewidmet.

Sein bisher persönlichstes Werk legte er 2011 mit „Aus der Zeit fallen“ (deutsch 2012) vor – eine Totenklage, aber auch ein Buch über die Rückkehr ins Leben und das Leben mit den Toten. Eine Bühnenfassung wurde 2013 in Berlin uraufgeführt. Für seinen Roman „Kommt ein Pferd in die Bar“ (2014, deutsch 2016) gewann er 2017 als erster Israeli den Man Booker International Prize. 2018 wurde das Buch auf deutsch als Bühnenstück adaptiert, zunächst bei den Salzburger Festspielen, dann vom Wiener Akademietheater. Erschüttert zeigte er sich wie das ganze Land im Oktober 2023 von dem Terrorüberfall und den Massakern der radikal-islamischen Hamas auf und in Kibbuzim und Ortschaften im Südwesten Israels. Grossman erfuhr zahlreiche Ehrungen und Auszeichnungen. In Israel wurde ihm 2007 der Emet Prize („Wahrheitspreis“) zugesprochen und 2018 der Israel-Preis, die höchste staatliche Kulturauszeichnung des Landes. 2010 erhielt er den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels.

Siehe dazu auch die Buchbesprechung von „Was Nina wusste“ auf Seite 36.



Bücherei des Schocken Verlags, Berlin 1933–1039. Foto: JM Berlin, Monika Sommerer

Salman Schockens Vermächtnis

BERLIN. Das Jüdische Museum Berlin hat den amerikanischen Autor Joshua Cohen eingeladen, das kulturelle Erbe des Verlegers und Warenhaus-Unternehmers Salman Schocken zu erkunden. Anhand ausgewählter Exponate aus den Sammlungen des Museums kommentiert Cohen ab 20. Mai in der Ausstellung die Geschichte des Schocken-Verlags.

Der jüdische Erzbischof

Von unserer Frankreich-Korrespondentin Gaby Pagener-Neu

Am 10. August 2007 fand in der Pariser Kathedrale von Notre-Dame eine bis dahin nie dagewesene Zeremonie statt. Der ehemalige Erzbischof von Paris, Jean-Marie Lustiger, dessen Mutter in Auschwitz ermordet wurde, hatte sich für seine Trauerfeier die Verbindung seines christlichen Glaubens mit seiner nie verleugneten jüdischen Identität gewünscht. In Orléans, wohin Aron Lustiger 1939 flüchtete, hatte er den Christen in sich entdeckt und im Neuen Testament die Vervollkommnung des Alten gefunden.

Sein Großcousin, Jonas Moses Lustiger, las einen Psalm auf Hebräisch und Französisch und stellt eine Vase mit Erde aus Jericho und Jerusalem auf den Sarg. Dann rezitiert ein anderer Vetter das Kadisch auf Aramäisch. Um ihn herum begleiteten Rabbiner ihren verstorbenen Erzbischof-Bruder zu seiner letzten Bleibe, der Kathedrale, wo Lustiger von 1981 bis 2005 Gottesdienste abhielt und wo ihn vor der Beisetzung in der Krypta eine Messe erwartete.

Eine Provokation

Die Entscheidung, einen Sohn Israels in das Pariser Erzbistum zu berufen, hatte 1981 so mancher als Provokation wahrgenommen. Es kam einer Revolution gleich, so bewegt waren die Beziehungen zwischen Notre-Dame und der katholischen Kirche generell und den Juden im Laufe der Geschichte.

Hiervon zeugen die Ornamente an dem Gebäude, wie der Kunsthistoriker und Journalist Olivier Rajchman in der französischen Ausgabe der Zeitschrift GEO anlässlich der Wiedereröffnung von Notre-Dame im Dezember letzten Jahres schildert. Die Fassade zeigt eine Galerie mit 28 Statuen, den Königen Judas, den Vorfahren Marias und Jesu. Während der Französischen Revolution zerstört, weil sie mit einer Hommage an die französischen Könige verwechselt worden waren, wurden sie im 19. Jahrhundert von Viollet-le-Duc rekonstruiert.

Am Südportal ist der Alltag von Anna und Joachim, Marias Eltern, eingraviert, u.a. ihre Hochzeit und die Ablehnung der Opfergabe durch den Rabbiner (hinter ihm sieht man eine Torarolle und eine Bimah) wegen der vermuteten Unfruchtbarkeit Marias. Die Juden tragen dort einen spitzen Hut, wie es das königliche diskriminierende Dekret aus dem 18. Jahrhundert vorschrieb, um sie auf Anhieb von den Christen zu unterscheiden.

Ecclesia und Synagoga

Schließlich ist am Portal der Westfassade das Jüngste Gericht abgebildet, umrahmt von zwei Frauenstatuen, Ecclesia und Synagoga, Allegorien der Kirche und der Synagoge. Erstere trägt eine Krone, wogegen Letztere in eine bissbereite Schlange eingerollt ist, welche ihre Augen verdeckt. Die Botschaft scheint für Rajchman eindeutig. Die Juden sind schuld an der spirituellen Verblendung, Jesus nicht als Sohn Gottes (an-)erkannt zu haben. Zwei Statuen, wie sie als klassisches Thema auch in anderen Kathedralen, wie der von Straßburg, dargestellt werden.

Die während der Französischen Revolution verschwundenen Originale wurden im 19. Jahrhundert nach einer Zeichnung von Viollet-le-Duc neu gestaltet. Der berühmte Architekt hat auch monsterhafte und groteske Statuen konzipiert, in denen Kunsthistoriker eine Wiederbelebung des Aberglaubens des Mittelalters sehen. Missgebildete, unförmige Kreaturen auf der Terrassenpromenade symbolisierten so die Phobien und Obsessionen wie Geschlechtskranke, Prostituierte, Geisteskranke und Juden. Deren bekannteste unter ihnen, die Stryga, wird mit der für antisemitische Propaganda typischen krummen Nase präsentiert.

Ab dem 1. Jahrhundert bezeugt, soll die jüdische Präsenz in Frankreich im Zeitraum der Erbauung von Notre-Dame zwischen dem 12. und dem 14. Jahrhundert von der christlichen Gesellschaft als problematisch erlebt worden sein. Wie der Historiker Michel Abitbol in seinem 2023 erschienenen Buch „Histoire des Juifs en

France“ (Geschichte der Juden in Frankreich) anmerkt, „lebten die Juden bis dahin u.a. am Fuße der Kathedrale und im Viertel Le Marais. Doch dann wurden immer mehr Maßnahmen getroffen mit dem Ziel, die Juden zu marginalisieren.“ 1242 wurden schließlich unter Ludwig IX. 1.200 Talmude in der Nähe der Kathedrale verbrannt.

Zwiespältige Verhältnis

Und noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts ging der Architekturhistoriker Daniel Ramée so weit zu erklären, dass „Notre-Dame, wie auch die anderen um 1200 erbauten Kathedralen, wegen ihres phönizisch-semitischen Erbes in ihrer Bildsymbolik zu jüdisch sei.“ Die Entscheidung Kardinal Lustigers, in Notre-Dame seine letzte Ruhestätte zu finden, sowie das Bauwerk selbst spiegeln so das zwiespältige Verhältnis des Letzteren sowie das der katholischen Kirche schlechthin zum Judentum.

Während seiner gesamten Zeit als Erzbischof setzte sich Jean-Marie Lustiger für die Befriedung beider Religionen ein. Eine an einer der Säulen angebrachte Tafel trägt die Worte „Ich bin jüdisch geboren, ich erhielt den Namen meines Großvaters mütterlicherseits, Aron. Durch den Glauben und die Taufe Christ geworden, bin ich Jude geblieben, so wie es die Apostel geblieben sind.“ Worte von unschätzbarem Wert für Pater Metzinger, der die liturgische Zeremonie seinerzeit leitete. „Es wäre gut, wenn diese Gedenktafel, welche Emotionen weckt, nicht mehr einfach an einer Säule angebracht wäre. Ihre Botschaft ist so stark, dass sie es verdiente, in das Kupfer eingraviert zu werden.“



Notre-Dame mit Pont de la Tournelle.

Foto: Priska Tschan-Wiegelmann

Terrorismus-Verherrlichung

Der französische Innenminister Bruno Retailleau hat die im vergangenen November aktualisierte Fassung des beliebten Videospieles „Fursan al-Aqsa: The Knights of the Al-Aqsa Mosque“ verbieten lassen, das eine Wiedergabe der Terrorangriffe der Hamas auf israelischem Boden anbietet, bei dem ca. 1.200 Menschen getötet und 250 Geiseln genommen wurden. Für ihn sei der Straftatbestand der Terrorismusapologie gegeben, erklärte der Minister als Antwort auf eine entsprechende Anfrage eines Abgeordneten des Rassemblement National im Parlament, der Assemblée Nationale.

„Für mich steht, nachdem ich mir einige Sequenzen angesehen habe, außer Zweifel, dass das Videospiele eine Verteidigung des Terrorismus betreibt. Man sieht dort Spieler, welche den Platz der Hamas-Terroristen einnehmen, Hinweise auf den 7. Oktober und bei ihren Zielscheiben handelt es sich eindeutig um Zivilisten.“

Das Verbot des Videospieles war zuvor strittig gewesen, eine juristische Gratwanderung. Der Titel ist im April 2022 auf der Plattform „Steam“ erschienen und hat seither mehrere Aktualisierungen erfahren, davon eine am 11. November 2024 unter dem Titel „Fursan al-Aqsa Remake – Operation Toofan al-Aqsa Update“. Um diesen Zusatz ging es bei der Polemik, die in Großbritannien bereits zu einem Verbot geführt hatte.

In der Kommentarspalte des Zusatzes kann man folgenden Text lesen: „Operation al-Aqsa Flood erlaubt es, den emblematischen Tag wieder zu erleben, an dem der mutige palästinensische Widerstand die israelischen Streitkräfte gedemütigt hat. Ich werde euch nicht zuviel verraten über diese Mission, ich ziehe es vor, sie euch selbst entdecken zu lassen.“

Mit Sitz in Brasilien, besteht das Produktionsstudio „Nidal Nijm Games“ im Grunde nur aus einem einzigen Mann. Dieser

verwahrt sich gegen den Vorwurf der Terrorismusapologie, sondern behauptet, Themen wie Resilienz und Widerstand Palästinas gegenüber Israel zu bedienen. Auf der Steam-Seite steht denn auch eine entsprechende Anmerkung. „Dieses Spiel macht keine Werbung für Terrorismus, Antisemitismus, Hass gegen Juden oder sonstige Gruppierungen. Es handelt sich um eine Protestbotschaft gegen die israelische Militärbesatzung auf palästinensischem Gebiet. Fursan al-Aqsa ist ein Kriegsspiel, wie viele andere auf ‚Steam‘ (Sechs Tage in Fallujah, Call of Duty und andere).“

Ferner wird argumentiert, alle Figuren sowie die Intrige seien rein fiktionaler Natur. Das scheint, neben Großbritannien, auch andere Länder, wie Deutschland und Australien, nicht überzeugt zu haben, welche ebenso Maßnahmen ergriffen haben, um den Zugang zu dem Spiel zu blockieren.

GPN

Fußballfans gegen Hass

Was kann man gegen Hass unternehmen? „Sich die Realität des Faschismus anschauen“, meint Rachid Zeroual, Leiter des größten Fußballfanclubs des OLYMPIQUE MARSEILLE, der, gemeinsam mit einem Rabbiner, für jugendliche Anhänger einen Besuch im Mémorial LES MILLES organisiert hat. Sein Ziel, „im Kontext des wachsenden Rechtsextremismus in Frankreich und der gleichzeitigen Explosion antisemitischer Akte durch radikalisierte Muslime gegen Hass zu kämpfen und zu vermeiden, dass es eskaliert“. So zitieren ihn die französische Presseagentur AFP und die israelische Online-Tageszeitung TIMES OF ISRAEL. Der Rabbiner Haïm Bendao gesteht, er habe „ein flaes Gefühl im Magen verspürt“, als er mit etwa 60 Fans im Alter zwischen 15 und 25 Jahren in dieser ehemaligen Ziegelbrennerei in der Nähe von Aix-en-Provence ankam. Während des Zweiten Weltkriegs war sie zu einem Internierungslager für unerwünschte Ausländer, unter ihnen viele Juden, zweckentfremdet worden, die von dort aus deportiert wurden.

Schnell jedoch gelingt es der erfahrenen Mitarbeiterin, die zunächst bedrückte Atmosphäre zu entspannen und sich auf ein den Besuchern angemessenes Gespräch einzulassen. „Es hat meine Hoffnung übertroffen, sie kamen aus dem Schlimmsten mit einem Lächeln auf den Lippen heraus“, gibt der Rabbiner erleichtert zu.

„Und wenn ich anfinde, rassistische Äußerungen von mir zu geben, was würdet ihr tun?“, fragt die Mitarbeiterin. „Ich würde fragen, warum sagst du das?“, ant-

wortet ein Jugendlicher, während ein anderer ihm beipflichtet. „Man muss ihn in eine Diskussion verwickeln, um ihm zu zeigen, dass er Unrecht hat.“ „Und welches Risiko geht man dabei ein?“, fragt die Mitarbeiterin weiter. „Gar keins“, entgegnet die Gruppe, der in diesem Moment bewusst zu werden scheint, wo Widerstand im Kleinen beginnt.

„Wenn es eine Gruppe gibt, welche sich damit hervorgetan hat, den Anstieg des Faschismus in den Stadien zu bekämpfen, dann sind wir es, die South Winners“, ruft Rachid Zeroual stolz in Erinnerung. Es handelt sich bei ihnen um einen Fanclub von etwa 7.500 Mitgliedern, eingefleischten OM-Fans, die ihre Mannschaft der südfranzösischen Arbeiterstadt Marseille von ihrer Tribüne aus mit Zähnen und Klauen verteidigen, vor allem gegen den großen Rivalen, den Hauptstadtverein PARIS SAINT GERMAIN.

Zeroual spielt offenbar auf die 80er Jahre an, in denen die als fanatisch geltenden Winners in ihrem Stadion STADE VÉLODROME gegen Faschisten handgreiflich geworden sind. Von der Mitarbeiterin auf die damalige Auseinandersetzung angesprochen, verbunden mit der Frage, ob sie es heute ebenso halten würden, brechen die jungen Fans in schallendes Gelächter aus. Heute geht es Rachid Zeroual darum, dass die jungen Fans „voll eins draufkriegen“ an diesem Ort des Gedenkens, um sich der Realität des Faschismus bewusst zu werden, im Kontext des erstarkten Rechtsextremismus in Frankreich nach dem Hamas-Angriff vom 7. Oktober 2023.

„Ich möchte nicht, dass es ausufert in Marseille, dass sich Jugendliche gegenseitig umbringen wegen alter Geschichten, von denen sie im Grunde nichts verstehen.“ Die Hafenstadt, welche zahlreiche Migranten aus Armenien, Italien und dem Maghreb aufgenommen hat, beherbergt heute sowohl eine der größten jüdischen als auch muslimischen Gemeinden. So erklärt OM-Fan Jules Sitruk, 26, „seit jeher vertreten die OM-Schlachtenbummler starke antirassistische Werte, aber bei Auswärtsspielen trifft man auf Gruppen mit faschistischen Idealen und sieht auch Nazi-Grüße“.

Obwohl oder gerade weil sich die SOUTH WINNERS das friedliche Zusammeneben auf die Fahne geschrieben und seit dem 7. Oktober 2023 etliche Initiativen ergriffen haben, um einen Import des israelisch-palästinensischen Konfliktes zu verhindern, ging es Zeroual bei dem LES MILLES-Besuch darum zu zeigen, wohn Gewalt schlechthin, von welcher Seite und mit welchem Ziel auch immer, führen kann.

Und so schließt er: „Wenn es nur einen von den 60 verändert, so hat man zumindest den gewonnen. Und es wird viele andere zum Nachdenken anregen.“

„Wie wäre es, wenn wir Frieden exportieren würden“, lächelt seinerseits Haïm Bendao mit schwarzer Kippa passend zum gleichfarbenen T-Shirt und in kaki-grünem Parka. Er hält seit 25 Jahren Gottesdienste in den Problemvierteln im nördlichen Marseille ab und zählt zu den Persönlichkeiten des interreligiösen Dialogs der Stadt.

GPN

Charlie Hebdo

Zehn Jahre nach den Anschlägen auf die Satirezeitschrift Charlie Hebdo und den Supermarkt Hyper Casher in Paris haben die Redaktion Charlie Hebdo und der jüdische Dachverband CRIF gemeinsam einen großen Debattenabend organisiert, um den Geist der Demonstration vom 11. Januar 2015 wieder aufleben zu lassen und, wie es in einem Newsletter des CRIF heißt, „das republikanische Engagement für Redefreiheit und Laizität, gegen Antisemitismus und Islamismus zu stärken“. Seinerzeit hatten sich Tausende zu einem Schweigemarsch durch Paris versammelt. Mehr als 1.500 Personen haben an der Gedenkveranstaltung in der Pariser Maison de la Mutualité teilgenommen. Nach der Ausstrahlung eines Kurzfilms mit den Archiven entnommenen Fernsehnachrichten vom 7., 8. und 9. Januar 2015 als eine Hommage an die Opfer und einer Schweigeminute, ergreift zuerst Laurent Sourisseau, alias Riss, der Redaktionsleiter, das Wort: „In den Folgetagen der Attentate schien es uns von entscheidender Bedeutung zu sein, die Opfer nicht allein zu lassen, denn die Anschläge vom 7., 8. und 9. Januar sind ein Einziger.“ Der Zusammenhalt war die beste Antwort an die Terroristen und ihre Bewunderer, die davon träumten, die französische Gesell-

schaft in eine Vielfalt von Gruppen zu spalten. Die heutige Veranstaltung zeige, dass sie Unrecht hatten. Man sortiere die Opfer nicht in solche, die einem passen, und solche, die stören.

Der Redaktionsleiter betont, „dass das Allgemeinwohl auf einem Pakt, einem Gesellschaftsvertrag basiere, der von allen eingehalten werden muss. Man muss sich den Dingen bewusst werden, die verbinden“.

Und er schließt mit den Worten: „Zehn Jahre danach existiert Charlie Hebdo noch immer und die Opfer bleiben vereint und solidarisch. Es ist also möglich, Terrorismus und Totalitarismus niederzuzwingen. Es hängt allein von unserem Willen ab.“

Yonathan Arfi, der CRIF-Vorsitzende, spricht nach Riss und beginnt mit den Texten, die auf den Spruchbändern der Demonstranten des 15. Januar 2015 standen: „Ich bin Charlie, ich bin Polizist, ich bin Jude“ (In Montrouge war am 8. Januar eine junge Polizistin erschossen worden, Anm. d. Red.). Arfi betont eindrucksvoll, was Charlie Hebdo und Frankreichs Juden verbindet: „Wer hätte sich diese Gemeinsamkeit vorstellen können, bevor Terroristen, erfüllt mit Hass auf die Freiheit, auf Juden, Andersdenkende, Frauen

und Frankreich, ein blutiges Band schaffen würden zwischen den jovialen und rebellischen Karikaturisten einer Satirezeitschrift und friedlichen Kunden eines koscheren Supermarktes?“

Auch Frankreichs Oberrabbiner Haim Korsia nahm in dem Wochenmagazin L'EXPRESS zum Jahrestag der Anschläge Stellung.

Er nehme vor allem den Weg in Richtung Brüderlichkeit wahr, welcher seiner Meinung nach die Gesellschaft in den letzten zehn Jahren zurückgelegt habe und beziehe sich hierbei auf die drei Ideale der französischen Verfassung: Liberté, Egalité, Fraternité. „Allzu lange haben wir die Brüderlichkeit vergessen, uns nur auf Freiheit und Gleichheit, wenn nicht gar Gleichmacherei, berufen.“

Bar aller Naivität, jedoch durchaus hoffnungsvoll, erinnert Korsia an die „schreckliche“ Frage, welche eine Rundfunkjournalistin kurz nach den Anschlägen stellte, nämlich die, ob die Emotionen ebenso stark gewesen wären, wenn „nur“ Hyper Casher die Zielscheibe gewesen wäre? In der Frage liege zugleich die Antwort. Aber nichtsdestotrotz, so der Rabbiner, „an diesem Tag sind die Franzosen marschiert mit der ganzen Welt an ihrer Seite“. GPN

Frankreich gegen Israel

80 tausend Zuschauerplätze fasst das regelmäßig bei Spielen der französischen Nationalmannschaft ausverkaufte, 1998 anlässlich der Heim-WM erbaute Pariser STADE DE FRANCE in der Vorstadt Saint-Denis.

Indes am 14. November letzten Jahres verzeichnete das größte Stadion des Landes einen Negativrekord, seine bisher niedrigste Besucherzahl. Lediglich ca. 16.600 Fans waren zum Rückspiel Frankreich gegen Israel im Rahmen der Nations League erschienen.

Ihnen standen insgesamt 4.000 in der Stadt mobilisierte Polizisten gegenüber, ein Aufgebot, das nach Ausschreitungen in Amsterdam wenige Tage zuvor noch erhöht worden war. Nicht nur die Anhänger von Frankreichs Nationaltrainer Didier Deschamps Mannschaft machten sich im Stadion rar, sondern ebenso jüdische Franzosen, welche Israel unterstützen wollten, sowie Israelis. Selbst Benjamin Netanjahu hatte ihnen abgeraten, zum Fußballspiel nach Paris zu reisen, um ihre Mannschaft anzufeuern.

Ähnlich wie das Hinspiel, das, statt in Israel stattzufinden, nach Budapest ausgelagert worden war, hatte man zunächst erwogen, das Rückspiel ebenfalls an einem neutraleren Ort auszutragen, zumal Saint-

Denis als Problemviertel gilt. Man hatte sich schlussendlich jedoch ungeachtet des geopolitischen Kontextes seit dem 7. Oktober 2023 für die französische Hauptstadt entschieden.

Das Spiel ganz abzusagen, hatten im Vorfeld ein Abgeordneter der Linksaußen-Partei LFI (La France Insoumise) sowie der Verein „Association France Palestine Solidarité“ gefordert, allerdings nicht aus sicherheitspolitischen Erwägungen, sondern, wie es im Radiosender SUD RADIO hieß, mit Bezug auf den Artikel 4 der FIFA-Statuten, welcher besagt, dass „die universellen Menschenrechte eingehalten werden müssen.“ Der LFI-Abgeordnete sah diese von Israel in Gaza missachtet und verstand nicht, weshalb im Vergleich zu Russland und Belarus seiner Meinung nach „mit zweierlei Maß gemessen werde“. Innenminister Bruno Retailleau wies das Ansinnen scharf zurück und bestand schon aus Prinzip auf der Begegnung. Es sei „unerträglich, den Nahostkonflikt zu importieren“, so der Minister gegenüber der Tageszeitung LE MONDE.

Bereits am Vorabend des Sportereignisses hatte es Proteste gegen eine vom Verein „Israel for ever“ ausgerichtete Gala gegeben, an welcher der israelische Finanzminister Bezalel Smotrich teilnehmen

sollte. Dessen Anwesenheit wurde wohl unter dem Druck kurzfristig abgesagt. Nicht nur eine propalästinensische Demonstration fand statt, sondern parallel eine von der liberalen, friedensengagierten jüdischen Linken organisierte. Im Gegensatz zu ihnen liefen israelische Fans mit Fahnen und aggressiven Parolen durch die Stadt. Und trotz der massiven Sicherheitsvorkehrungen kam es zu einzelnen Zwischenfällen auf den Tribünen zu Beginn des Spiels, und die Hatikwa wurde von Pfiffen begleitet.

Vom Besuch nicht abhalten ließ sich Präsident Emmanuel Macron, dem man von jüdischer Seite seinerzeit vorgeworfen hatte, im Gegensatz zur rechten Marine Le Pen, nicht an einer proisraelischen Demonstration nach dem 7. Oktober teilgenommen zu haben. Auch die ehemaligen Staatschefs François Hollande und Nicolas Sarkozy sah man auf der Ehrentribüne.

Obwohl das eigentliche Sportevent von dem Politikum buchstäblich ins Abseits gedrängt wurde, sollte nicht unerwähnt bleiben, dass sich die Israelis gegen die „Bleus“ mit einem Endstand 0:0 unentschieden wacker geschlagen haben, nicht zuletzt dank dem Nationaltorwart Daniel Peretz, im „Hauptberuf“ dritter Torwart beim FC Bayern. GPN

Alles kosher lePessach

Zu Gast bei Beni Bloch in Bad Kissingen

Von Benno Reicher

BAD KISSINGEN. Wir können noch vorher, bevor der Feiertag mit dem Seder beginnt, in den großen Saal und Fotos von der Sedertafel machen. „Später“, sagt Eva, „wenn Pessach begonnen hat, dürft ihr hier nicht mehr fotografieren“, und lachend ergänzt sie noch, „wenn dann die Leute drin sind, dann hat der schön gedeckte Tisch nicht mehr länger Bestand.“ Die sorgfältig und festlich gedeckte Sedertafel, die wir vor dem Feiertag leider nur ohne Menschen fotografieren können, lässt aber erahnen, dass es ein ganz besonderer Abend werden wird mit dem gemeinsamen Lesen der kompletten Hagada und mit einem köstlichen koscheren Seder-mahl nach dem ersten Teil der Hagada. Wir sind hier aber nicht in einer orthodoxen Jewish Community in Brooklyn/New York, auch nicht in Petach Tikvah oder Mea Schearim in Jerusalem. Wir sind in der unterfränkischen Provinz in Bad Kissingen.

„Auch inspirierende Gastrabbiner und die familiäre Atmosphäre tragen zur ganz besonderen Kissinger Pessachstimmung bei.“

Aron Schuster, ZWST-Direktor

Hier in der nordwestlichen Ecke Bayerns, an der fränkischen Saale südlich der Rhön betreibt die Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland (ZWST) mit dem Kurheim Beni Bloch (früher Eden-Park) das einzige kosher betriebene Hotel in Deutschland. Es ist seit 2019 nach dem verstorbenen früheren Direktor der ZWST benannt. 1943 in Jerusalem geboren, kam der studierte Pädagoge bereits 1974 als Jugendreferent zur ZWST, bevor er 1987 ihr Direktor wurde. Der durchsetzungsstarke Erzieher organisierte in dieser Zeit die jüdische Sozial-, Jugend- und Seniorenarbeit und baute sie nach dem enormen Zuwachs der Gemeinden durch die Zuwanderung von neuen Mitgliedern aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion weiter aus. Er verstand sofort, was die Zuwanderung für die Jüdischen Gemeinden bedeutete, welche neuen Chancen so für die Gemeinden entstanden, aber auch, welche neuen Probleme zu lösen waren. Er verstand aber vor allem, welche Hilfen die neuen Mitglieder und die Gemeinden, insbesondere die kleinen, benötigten. So wurde die ZWST schnell



Die Seder-Tafel im Kurheim Beni Bloch.

Fotos (10): MARE

zum Zentrum einer neu entwickelten und vielfältigen Integrationsarbeit.

Ein wichtiger Baustein für die Eingliederungshilfe wurde das 1993 eröffnete Kurheim Eden-Park in Bad Kissingen. Mit seinen Bildungs- und Integrationsaufenthalten bietet das Kurheim den vor allem älteren Teilnehmern ideale Möglichkeiten, die eigene jüdische Identität zu stärken und sich in allen jüdischen Themenfeldern weiterzubilden. Die familiäre Atmosphäre des Hauses fördert neue Freundschaften und soziale Beziehungen. Judit Pustilnik ist seit über 20 Jahren für Seminare im Kurheim verantwortlich. Ihr sind

die kulturellen Programme besonders wichtig und sie macht regelmäßig Kaschrut-Kurse mit ihren Teilnehmern. Für bestimmte Zielgruppen organisieren die ZWST-Mitarbeiter auch spezielle Programme, insbesondere für Menschen mit Demenz oder mit Behinderungen.

Das Kurheim sei die zentrale Bildungsstätte der ZWST für Seniorinnen und Senioren und einzige jüdische Einrichtung dieser Art in Deutschland, sagt der heutige ZWST-Direktor Aron Schuster. „Im Rahmen von 24 Integrations-, Qualifizierungs- und Bildungsaufenthalten erfahren die Teilnehmenden eine Kombination integrativer Weiterbildung im Bereich Sprache, Kultur, Gesundheit und Politik mit gruppenpädagogischen Aktivitäten wie Tanz, Gesang, Theater, Ausflügen und Gesprächsrunden.“

Außerhalb der Seniorenprogramme bietet das Kurheim Beni Bloch mit „Pessach in Bad Kissingen“ ein weiteres und viel gepriesenes Programm-Highlight an. Es ist ein spezielles Hotel-Arrangement mit koscherer Vollpension und unterschiedlicher Aufenthaltsdauer und natürlich mit Teilnahme an beiden Seder-Abenden. „Pessach im Kurheim Beni Bloch“ ist stark gefragt, die Gäste kommen aus verschiedenen Jüdischen Gemeinden in Deutschland, aber auch aus dem Ausland und wir hatten Gelegenheit, im Jahr 2024 daran teilzunehmen.

Wir kamen mit dem Zug über Würzburg und Schweinfurt nach Bad Kissingen und



Grafik: MARE

gingen zu Fuß etwa 20 Minuten zum Kurheim in die Rosenstraße. Im letzten Jahr war es im April noch kalt, aber das Wetter war schön und der Weg leicht zu finden. Der Empfang im Hotel war freundlich-familiär und unser Hotelzimmer gemütlich. Wie das ganze Haus, war auch unser Zimmer vorher für Pessach gereinigt und dann nicht mehr geöffnet worden. „Koscher lePessach“-Gebäck, Süßigkeiten und Getränke standen für die Gäste auf dem Tisch im Zimmer.

Kaschrut-Kurse

Aushänge im Hotel-Foyer informierten über den täglichen Speiseplan und die feiertäglichen Gebetszeiten. Vor dem Feiertagsbeginn mit dem Gottesdienst im hotel-eigenen Gebetsraum ließ uns Eva, die für den Speisesaal verantwortliche Mitarbeiterin, noch kurz zum Fotografieren in den Raum, der eigentlich noch verschlossen war. Denn die Vorbereitung des Hauses, das Kaschern der Küche und das Vorbereiten der koscheren Speisen, alles unter der Aufsicht des Maschgiachs Rabbiner Nußbaum, hatte die Mitarbeiter schon tagelang vorher beansprucht.

Von 2002 bis zum Corona-Jahr waren der damalige Stuttgarter Landesrabbiner Joel Berger mit seiner Frau Noemi für die ZWST im Kurheim im Einsatz, auch zu Pessach mit den Seder-Abenden. „Die traditionelle religiöse Betreuung der Gäste stand bei uns im Vordergrund“, erzählt der Rebbe. „Denn viele kamen ja aus der früheren Sowjetunion und waren sehr interessiert, ihr Judentum zu leben.“ Auch Rabbi Berger, dem eine langjährige Zusammenarbeit mit Beni Bloch verband, beschreibt den verstorbenen ZWST-Direktor als wichtigen Freund. „Wir kannten uns schon sehr lange von der Jugendarbeit“, erklärt der Rebbe. „Wir waren bereits auf den Machanot im Schwarzwald, in Wembach, das damals noch existierte, und auf den Skiferienlagern in Südtirol. Wir kannten Beni Bloch seit 1971.“

Noemi Berger, die Rebbezen, erinnert sich auch an Pessach in Bad Kissingen. Es waren wohl immer sehr lebhaft Seder-Abende und die Teilnehmer durften auch aus der Haggada vorlesen, während der Rebbe mit Erläuterungen und Gesängen durch den Seder führte. „Ein schönes Erlebnis war“, erzählt Noemi Berger, „dass sich ein junges Paar während der Pessach-Tage verlobt hatte. Das geschah ganz spontan. Frau Brätz, die Hotel-Direktorin, und ihr Team haben dann ein ganz wunderbares Buffet in der Kürze der Zeit gezaubert und obwohl improvisiert werden musste, waren die Tische herrlich gedeckt, alles war sehr elegant und so entstand eine ganz wunderbare Verlobungsfeier. Kurze Zeit später heiratete das Paar und lebt heute in Israel.“

Um 18:55 Uhr begann der Feiertag mit dem Mincha und Maariv Gebet und um 19:45 Uhr der Sederabend mit Beni Shapiro im mit über 70 Gästen gut belegten Speisesaal. Beni Shapiro aus Berlin beteiligte auch manche Gäste am Vortrag der Haggada, er übersetzte den hebräischen Text auf Deutsch und Russisch und beim 2. Seder sprach er gezielt die anwesenden Kinder an. Die vertrauten Pessach-Melodien, die Brachot, die MaNischtana, vorgelesen von einem Gäste-Kind, Miriam aus München, das gesungene Hallel-Gebet, das gemeinsame Tischgebet und die beliebten Schlussslieder, all das erzeugte die spezielle und familiäre Atmosphäre von Pessach; fehlt eigentlich nur noch das Essen.

Peter, der Koch des Kurheims Beni Bloch, er hat die koschere Küche in Israel gelernt, bereitete mit seinen Mitarbeitern ein typisches Seder-mahl: Gefüllter Karpfen mit hausgemachten Chraijn, eine goldene Yoich mit Kneidlach, Salat Sinai, Jungkalb und Poularde mit Kartoffelkigl und zum Nachtisch Erdbeeren mit Pessach-Cookies. Es war köstlich.

Und am nächsten Morgen, zum Frühstück, gab es einen weiteren Höhepunkt der polnisch-jiddischen Küche: Eingelegter Hering mit frischen Zwiebeln und Salzgurken. Wir denken, besser als hier in Unterfranken kann man es nicht machen. Nicht in Brooklyn, nicht in Jerusalem und auch nicht in Antwerpen.

**„Ich mache das für die alten Leute,
ich habe großen Respekt
vor ihren Lebensgeschichten.“**

Beni Shapiro, Chasan

Was ursprünglich an die stark eingeschränkte Versorgung mit Lebensmitteln während der biblischen Wüstenwanderung, nach der Flucht aus Ägypten, erinnern soll, mit „ungesäuertem Brot, Maz-



Beni Bloch.

Foto: ZWST

Erev Pessach 5784
Montag, 22.04.2024
1. Sederabend
Sederteller

Traditionell gefüllter Karpfen
mit hausgemachtem Chraijn

Goldene Yoich mit Kneidlach

Marinierter Salatcocktail „Sinai“

Zweierlei von gebratenem
Jungkalb und Poularde
an Yardensauce
süße Honigmöhren
Kartoffelkigl

Marinierte Erdbeeren mit Pessach Cookies

Wir wünschen einen guten Appetit

Das Seder-Mahl Pessach 2024.

zen“, ist heute, dank der Raffinesse jüdischer Köche und Köchinnen ein „Seder-Mahl“ mit fünf Sternen. Wen wundert es, dass Pessach somit auch ein besonderes Fest für Juden fern der religiösen Praxis ist. Wer dann noch einen besonderen koscheren Pessach erleben will, ist im Beni Bloch Kurheim, dem jüdischen Hotel der Zentralwohlfahrtsstelle, bestens aufgehoben.

Kurheim Beni Bloch, Rosenstraße 7, 97688 Bad Kissingen, Tel. 0971-717200, E-Mail: kurheim-benibloch@zwst.org.



Aron Schuster.

Foto: Alexander Zaslawski

UNESCO-Weltkulturerbe Bad Kissingen

Die Stadt an der Fränkischen Saale hat viel zu bieten

Von Bernd Sterzelmaier

Bad Kissingen gehört zu den bedeutendsten Kurstädten in Europa, das ist offiziell anerkannt. Unter den 171 deutschen Orten, die den Zusatz „Bad“ tragen dürfen, sind nur drei, die sich seit 2021 mit dem Titel „Great Spa Towns“ schmücken dürfen. Mit Baden Baden und Bad Ems gehört die Stadt damit zum UNESCO-Welterbe und spielt also mit dem Bäderdreieck in Tschechien, mit Bade in Österreich, Spa in Belgien, Vichy in Frankreich, Montecatini Terme in Italien und Bath in Großbritannien in der Champions-League.

Die Strahlkraft der Badeorte geht nicht nur von heilsamem Wasser und heilsamer Luft aus. Bad Kissingen liegt an der Fränkischen Saale am südlichen Rand der Rhön und am nördlichen Rand von Bayern. Das Stadtbild ist von Hotels und Villen geprägt. Das kulturelle Angebot vermittelt ein Lebensgefühl, das Adel und Bürgertum anzog. Bekanntlich ist auch das gastronomische Angebot in Badeorten besonders groß, obwohl – oder gerade weil – zur Kur oft eine Diät gehört. Bad Kissingen glänzt mit seinen Restaurants und Cafés.

Nach Bad Homburg kam der russische Dichter Fjodor Dostojewski im 19. Jahrhundert nicht der Gesundheit wegen, sondern weil es dort – wie in Bad Kissingen – ein Casino gab und gibt, in dem er am Roulette seine Kopeken verspielte. Nach Bad Kissingen zog es in den vergangenen Jahrhunderten gekrönte und un-



Mazze-Deckchen.

gekrönte Häupter und das wohlhabende Bürgertum.

Otto Fürst von Bismarck (1815–1898) regierte zeitweise von Kissingen aus das noch junge Deutsche Kaiserreich. Mit seiner „Emser Depesche“, mit der er 1870 den deutsch-französischen Krieg auslöste, hatte er schon von diesem Badeort aus Geschichte geschrieben.

Dankgebet in der Synagoge

Von Bismarck war bei seinem ersten Kuraufenthalt in Bad Kissingen in einem Gästehaus direkt am Rosengarten einquartiert. Vor diesem Haus gab ein Attentäter am 13. Juli 1874 zwei Schüsse ab, von denen einer die Hand des Reichskanzlers streifte. Die Adresse lautet daher seit 1893 „Bismarckstraße 16“. Der Atten-

täter gab den „Kulturkampf“ des protestantischen Kanzlers gegen die katholische Kirche als Motiv an. Am selben Nachmittag wurde in der evangelischen Kirche ein Dankgottesdienst für Bismarck gefeiert. Die Jüdische Gemeinde sprach in der Synagoge ein Dankgebet für das Überleben des Kanzlers. Eine Gedenktafel an Bismarcks Pension erinnert an dieses Ereignis.

Befürchtungen, er werde nie mehr an den Ort des Geschehens zurückkehren, waren unbegründet. Allerdings wählte er später für seine Kuraufenthalte das nahegelegene Dorf Hausen, heute ein Stadtteil von Bad Kissingen. Im Museum Obere Saline wird dokumentiert, wer Bismarck war, wie er gelebt und wie er regiert hat. Die sieben Räume und der Festsaal gehören zur fürstbischöflichen Kuresidenz aus dem 18. Jahrhundert. Nach seinem ersten Kuraufenthalt hat Bismarck bis 1893 noch 14 Mal Bad Kissingen besucht und von der Kuresidenz aus regiert. Bad Kissingen war also neben Berlin der Ort, in dem die Fäden des Kaiserreichs zusammenliefen. Zur Kur kam er nicht ohne Grund. Sein Leben lang litt der übergewichtige Fürst an Rheuma, Gesichtsschmerzen, Magenkrämpfen, Gallenkoliken und grippalen Infekten.

Kaiserin Sisi

Im Museum gibt es drei weitere Abteilungen. Es geht um „Salz und Salzge-



Die Bad Kissingener Altstadt.

winnung“, allgemein um das „Weltbad Kissingen“ und um die „Spielzeugwelt“. Die Sonderausstellung „Kaiserlich & inkognito: Sisi in Bad Kissingen“ war bis Ende April 2024 zu sehen. Die Kaiserin Elisabeth von Österreich und Königin von Ungarn (1837–1898) kam ab 1862 mehrfach. 1864 traf sie in Bad Kissingen mit ihrem Mann Kaiser Franz Joseph das russische Zarenpaar Alexander und Marija Alexandrowna und König Ludwig II. von Bayern. Das Kaiserpaar reiste inkognito als „Graf und Gräfin von Hohenems“. Sie logierten im Hotel „Carl von Hess“ an der Kurpromenade. Ihre krankhaften Schlankheitsdiäten hatten sie geschwächt. Sisi litt unter Erschöpfungszuständen. Beim letzten Besuch im April 1898 wohnte sie in der Villa Monbijou am Altenberg. Im selben Jahr wurde sie am 10. September in Genf ermordet.

Wer vom Stadtzentrum die zwei Kilometer zum Museum wandert, mit dem Fahrrad oder mit dem „Dampferle“ talaufwärts fährt, kommt am Bismarckdenkmal, am „runden Brunnen“, am Gradierwerk und an einem historischen Pumpwerk vorbei, kann Enten, Schwäne, Fische und manchmal Biber beobachten. Der Weg führt vorbei an der historischen Pferderennbahn. Für die historischen Boote „Kissingen“ und „Saline“ endet die Saison allerdings jeweils im Oktober. Normalerweise legen sie am Kurpark an. Das Bismarckdenkmal – das erste seiner Art – wurde 1877 in der Nähe des Salinenbades errichtet, das der Kanzler regelmäßig besuchte. Am Westhang des Sinnberges steht einer der Bismarcktürme, wie sie überall in Deutschland gebaut wurden.

Wellness

So sehr sich die großen Kurstädte gleichen, so unterschiedlich ist ihre Ausprägung. In Bad Kissingen, heute eine Stadt mit 22.000 Einwohnern, hat sich trotz vieler Veränderungen der Glanz früherer Zeiten erhalten. Im Stadtzentrum gehört das Gebäudeensemble am Kurgarten zu den vielen Baudenkmalern. Die KissSalis Therme an der Heiligenfelder Allee liegt am Stadtrand und stellt keine Konkurrenz dar. Wer Wellness will, ist dort gut aufgehoben. Vom Kissinger Kurviertel ziehen sich nach Norden entlang der Fränkischen Saale Salinen und Heilbrunnen über den Stadtteil Hausen bis in das acht Kilometer entfernte Bad Bocklet.

In Bad Kissingen sprudeln sieben Heilquellen. Am Rand der Altstadt entstand am östlichen Ufer der Saale das historische Kurviertel mit Regentenbau, Arkadenbau, Wandelhalle und Kurhaus. Der Architekt Max Littmann (1862–1931) hat das Gelände entworfen. Ein Rundgang durch Arkaden, Hallen, Lese-, Spielsäle,



DenkOrt Deportationen.

das mondäne Kurgartencafé, Wandel- und Brunnenhalle umfasst einen Kilometer. Am westlichen Saale-Ufer liegt das Ensemble des einstigen Luitpoldbades mit dem Casino.

Bad Kissingen ist über die Bundesstraßen 286 und 287 an das Autobahnnetz angeschlossen. Wer mit der Bahn anreist, hat in Würzburg und Fulda Anschluss an die Regionalzüge, die über Schweinfurt oder Gemünden nach Bad Kissingen führen. Der Bahnhof mit dem „Fürstenzimmer“ aus dem Jahr 1871 steht unter Denkmalschutz. Nach den Statistiken der Stadtverwaltung werden pro Jahr 250.000 Übernachtungsgäste mit 1,6 Millionen

Übernachtungen gezählt. In Kur- und Rehakliniken sowie Privatsanatorien gibt es 2.500 Betten, dazu kommen 4.680 Betten in Hotels, Pensionen und Ferienwohnungen.

Der Kurschatten

Das Stadtbild im Stil der Belle Epoque blieb erhalten, weil Bad Kissingen den Zweiten Weltkrieg fast unversehrt überstanden hat. Von Bausünden blieb die Stadt dennoch nicht verschont. Auch leerstehende Immobilien sind ein Problem. Kurviertel und Altstadt hatten durch Stilbrüche Charme eingebüßt. Ab den 1990er Jahren kam es zum Umdenken. So wurden



Kurgarten mit Arkadenbau.

Foto: Staatsbad Bad Kissingen



Bad Kissingen im Tal der fränkischen Saale.

die beiden modernen Brunnen vor dem Arkadenbau und die Straßenlaternen an der Ludwigstraße wieder in die ursprüngliche Form versetzt. Insgesamt gleicht die Stadt einem Architekturmuseum.

Eine einzigartige Attraktion ist die „Staatsbad Philharmonie Kissingen“. Sie ist mit 13 Musikern eines der größten deutschen Kurorchester. 727 Auftritte im Jahr 2012 führten zum Eintrag in das Guinness-Buch der Rekorde. Mehrmals wöchentlich gibt es Konzerte in der größten Wandelhalle Europas oder im Regentenbau. Die Konzertmuschel wird bei schönem Wetter nach außen gedreht, sodass die Gäste vom Kurgarten aus zuhören können. Musik gehört zur Kur wie Wasser und Luft. Auch die Liebe kann mitspielen, wenn ein Kurshadow seine Wirkung entfaltet. Ob als Tourist oder als Kurgast: In Bad Kissingen können Besucher eintauchen in Geschichte und Gegenwart und dabei Geschichten und Dinge entdecken, nach denen sie nicht gesucht haben.

Die Jüdische Gemeinde von Bad Kissingen

Von Rotraud Ries

Trotz der zentralen Bedeutung der Kurstadt auf der jüdischen Landkarte Bayerns beginnt die jüdische Geschichte Kissings vergleichsweise spät. Nur ein einziger, unsicherer Quellenbeleg besagt, dass auch hier 1298 die Juden dem sog. Rintfleisch-Pogrom zum Opfer fielen.

Eine Trendwende setzte im 16. Jahrhundert ein, als die Stadt schon längst zum Würzburger Hochstift gehörte. Es waren zunächst adelige Herren, die jüdische

Familien auf ihre Freihöfe aufnahmen, wie besonders die Familie von Erthal. Die Würzburger Fürstbischöfe, die im 16. Jahrhundert (vergeblich) versucht hatten, die jüdische Bevölkerung aus dem ganzen Land zu vertreiben, folgten nach 1650. Kontinuierlich sollte die Anzahl der jüdischen Familien von drei um 1650 auf etwa 30 um 1800 anwachsen. Die Familie von Erthal besaß in der Stadt ein Burggut („Castrum“), auf dessen Gelände sie im

17. Jahrhundert einen sog. Judenhof errichten ließ. Die Häuser vermietete sie an ihre Schutzjuden. Diese arbeiteten meist als Viehhändler.

Die entstehende Gemeinde setzte auf Bildung: seit 1675 sind „Schulmeister“ genannt oder ein Rabbiner. Dieser führte eine Jeschiwa, die auch von auswärtigen Schülern besucht wurde. Sie befand sich in einem kleinen Haus am westlichen Ende der Bachgasse, das die Gemeinde 1705 erworben und als Synagoge eingerichtet hatte. Schnell wurde es zu klein und um 1750 als Doppelhaus über dem Mühlbach neu errichtet. Für etwa ein Jahrhundert diente dieses Gebäude direkt neben dem „Judenhof“ als Synagoge. Auch die Mikwe befand sich darin. 1817 konnte die Gemeinde einen eigenen Friedhof außerhalb der Stadt anlegen. Eine Stiftung ermöglichte 1821 die Gründung einer jüdischen Elementarschule in eigenem Gebäude.

Jüdische Kurgäste

Als Unterfranken Anfang des 19. Jahrhunderts an das Königreich Bayern fiel, mussten alle Juden 1817 ihre Aufenthaltstitel vorlegen, sich feste Familiennamen zulegen und sich in sog. Matrikel listen eintragen lassen. Die Kissinger Liste zeigt, dass der Haupterwerbszweig der 34 jüdischen Haushaltsvorstände immer noch der Viehhandel und das Schlachten war. Im Laufe des 19. Jahrhunderts verlor bei-



Die Altstadt im ehemaligen jüdischen Viertel.



des an Bedeutung. Schon vor 1861, als den Juden in Bayern die freie Wohnortwahl gestattet wurde, wuchs die Gemeinde stark und kontinuierlich – bis sie im Jahr 1880 mit 356 Personen ihre maximale Größe erreichte.

**„Das Haus ist gut ausgelastet.
2024 waren es über 900 Gäste.“**

Aron Schuster, ZWST-Direktor

Es war der seit dem 19. Jahrhundert boomende Kurbetrieb, der der Stadt wie auch ihrer jüdischen Gemeinde diesen Aufschwung bescherte. 1883 wurde die Stadt zum Kurort erhoben. Von den 48 jüdischen Haushalten im Jahr 1848 galten 29 als Groß- und Detailhändler oder waren in Gewerbe und Handwerk tätig, nur noch neun befassten sich mit Viehhandel und Landwirtschaft. Um 1900 lebten die meisten jüdischen Familien direkt oder indirekt von Fremdenverkehr und Kurbetrieb – sei es als Hotel- oder Pensions-

besitzer, als deren Personal, als Ärzte oder als Einzelhändler vor allem im Textilbereich. Denn mehr als ein Drittel der über 30.000 Kurgäste pro Jahr war jüdisch. Bad Kissingen war einer der begehrtesten Kurorte für das jüdische Bürgertum. Die Israelitische Kinderheilstätte und das Kurhospiz für arme Israeliten ergänzten sein Angebot.

Distriktrabbinat

Die dynamische Entwicklung im 19. Jahrhundert stellte die Gemeinde vor viele Herausforderungen, die oft lang und kontrovers diskutiert wurden. Zu ihnen gehörte die religiöse Ausdifferenzierung zwischen traditionell und liberal. Aber auch die Vorgaben und Eingriffe eines nun stärker regulierenden Staates. Die Ausbildung von Rabbinern und Lehrern wurde festgeschrieben, eine neue Struktur der Rabbinat festgelegt. Bad Kissingen stieg 1840 zum Distriktrabbinat auf.

1848 entschied die Gemeinde, eine neue Synagoge am bisherigen Standort an der Bachgasse zu errichten. Sie wurde 1854 eingeweiht – kurz bevor die Gemeinde und die Zahl der jüdischen Kurgäste begann, dramatisch zu wachsen. So folgte an einem neuen Standort, an der Maxstraße, zunächst die Errichtung eines Schul- und Gemeindehauses mit Mikwe (1897/98) und wenig später der Bau einer neuen Synagoge. Sie wurde 1902 eingeweiht. Das monumentale, neo-romanische Gebäude in zeittypischem Stilpluralismus mit 320 Plätzen sollte der Kurstadt würdig sein.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war der jüdische Teil der Bevölkerung wirtschaftlich, gesellschaftlich, politisch und im Vereinsleben gut integriert. Parallel dazu



boten zahlreiche jüdische Vereine und Vereinigungen Raum für die Organisation eines jüdischen Lebens. Vor allem aus wirtschaftlichen Gründen setzten sich die Stadt und die Jüdische Gemeinde gemeinsam gegen den stärker werdenden Antisemitismus zur Wehr. Die frühen hohen Wahlergebnisse für die NSDAP zeigten jedoch, dass größere Teile der Bevölkerung hier anderer Meinung waren. So war es den Nationalsozialisten ein Leichtes, sofort seit März 1933 ihre Gegner brutal zu verfolgen und zu verhaften. Die Verhaftungswelle, die ebenfalls früh einsetzenden wirtschaftlichen Repressionen sowie der Niedergang im jüdischen Kurbetrieb veranlassten etwa ein Drittel der jüdischen Bevölkerung, die Stadt schon bis 1935 zu verlassen. Mehr als die Hälfte von ihnen wanderte aus – wie die Familie des zionistischen Zahnarztes Mendel Bam-



Im Haus Saalehof war das 1705 errichtete jüdische Bet- und Schulhaus.





berger und dessen Bruder Isaac, die 1934 nach Palästina emigrierten.

Gemeindeleben nach 1945

Trotz aller Repressionen kamen weiterhin jüdische Kurgäste in die Stadt – bis 1937, als die Zahl der jüdischen Kurhäuser auf vier beschränkt wurde und die Kinder-



Denkmal für die neue Synagoge.



heilstätte und das Israelitische Kurhospiz geschlossen werden mussten. Die wachsende Zahl von Restriktionen in der Folgezeit fand einen ersten Höhepunkt in dem Pogrom am 9./10. November 1938. Zahllose Geschäfte und Wohnungen wurden überfallen und zerstört, viele Männer und sogar einige Frauen verhaftet, einige Männer später nach Dachau verschleppt. Ein großes Feuer zerstörte das Innere der Synagoge und beschädigte das Gebäude. Obwohl es hätte repariert werden können, ließ es die Stadt im April 1939 abreißen – vor Beginn der Kurseason. Das Gemeindehaus wurde beschlagnahmt. Rund um den Novemberpogrom verließen 1938/39 viele weitere Juden die Stadt. Lediglich 41 Personen waren im Februar 1942 noch übrig. Sie wohnten in überfüllten Zwangsquartieren, sog. Judenhäusern, die jüdischen Männer hatten Zwangsarbeit zu leisten.

„Meine Liebe zur jüdischen Tradition kann ich hier mit anderen Menschen teilen.“

Beni Shapiro, Chasan

Im April 1942 begannen für die Kissinger Juden die Deportationen – aus der Kurstadt wie auch von außerhalb. Am Ende hat die Stadt mindestens 77 Shoa-Opfer zu beklagen, darunter auch Gustav Neustädter mit seiner Frau Paula und dem jüngsten Sohn Ernst. Neustädter war bis zum Schluss Kantor, Lehrer und Vorsitzender der jüdischen Gemeinde. Die Söhne Siegfried und Jakob konnten vorher emigrieren.

Seit Herbst 1945 entstand für wenige Jahre eine DP-Gemeinde in Bad Kissingen. Josef Weissler, der aus Polen stammte, war ihr Kantor und hielt über Jahrzehnte Rudimente eines jüdischen Gemeindelebens im früheren Gemeindehaus aufrecht. Es richtete sich vor allem an jüdische Kurgäste. Denn schon ab 1946 konnten jüdische KZ-Überlebende, darunter auch Kinder aus DP-Lagern, sich hier holen.

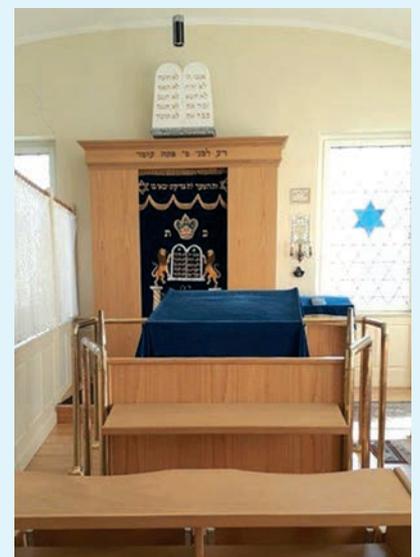
Ausstellung

Im ehemaligen Jüdischen Gemeindehaus in der Promenadestraße 2 können Besucher die Dauerausstellung „Jüdisches Leben in Bad Kissingen“ besichtigen.

Die von Lehrern und Schülern des Jack-Steinberger-Gymnasiums gestaltete Dauerausstellung gibt einen Überblick über die Geschichte der Kissinger Juden vom 13. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Sie stellt die wichtigsten Gemeindevorrichtungen (Synagogen, Vereine, Friedhöfe) vor, eröffnet einen Einblick in das jüdische Leben der Stadt, zeigt den wachsenden Antisemitismus in der Kaiserzeit und der Weimarer Republik auf und geht auf die Ausgrenzung, Vertreibung und Verfolgung der Kissinger Juden in der NS-Zeit ein.

Im Mittelpunkt der Ausstellung, der man eine zeitgemäße Erneuerung wünschen würde, steht die Auseinandersetzung mit Einzelschicksalen jüdischer Familien. Eine Vielzahl von Judaica veranschaulicht das religiöse jüdische Leben. Im Keller verdienen die ehemalige Mikwe (das rituelle Tauchbad) sowie eine rekonstruierte Laubhütte besondere Beachtung.

Die Ausstellung ist in der Regel dienstags von 15:00 bis 17:00 Uhr geöffnet. Termine für Führungen und Besuche außerhalb der Öffnungszeiten können nach Voranmeldung über das Stadtarchiv Bad Kissingen vereinbart werden: Telefon 0971 807-4202.



Nachkriegsbetraum im ehemaligen jüdischen Gemeindehaus.

Rektorenwechsel an der HfJS in Heidelberg

HEIDELBERG. Zur offiziellen Verabschiedung und Einführung des alten und des neuen Rektors der Heidelberger Hochschule für Jüdische Studien (HfJS) durch den Zentralrat kamen am 5. Dezember hochrangige Gäste aus den Gemeinden, aus Wissenschaft, Stadt und Kultur in die angesehene Bildungsanstalt. Zentralratspräsident Dr. Josef Schuster erinnerte in seinem Grußwort an die vielen Alleinstellungsmerkmale der Hochschule und deren Bedeutung für das deutsche Universitätssystem, bevor er auf den Rektorenwechsel zu sprechen kam. Prof. Dr. Werner Arnold leitete die Hochschule in schweren Zeiten. Die Jahre waren geprägt von der Pandemie, dann kam der 7. Oktober. Neben Fingerspitzengefühl für die Studierenden und Angestellten, bewies Arnold Durchhaltevermögen und machte immer wieder auch allen Menschen in seinem Umfeld Mut zum Weitermachen. Ursprünglich für zwei Jahre gewählt, verließ Prof. Dr. Werner Arnold die Hochschule nun nach insgesamt vier Jahren. Er ging in einer für die Hochschule wie auch für andere jüdische Einrichtungen in Deutschland sehr schweren Zeit.

Anders als Prof. Arnold lehrte sein Nachfolger Dr. Andreas Brämer vorher nicht an der Uni Heidelberg, wohl aber arbeitete er an der Hochschule. Dazwischen und wohl auch ausschlaggebend, war er stellvertretender Direktor des Hamburger Instituts für die Geschichte der deutschen Juden tätig. Von einem Semitisten geht

die Position über an einen Judaisten und Historiker.

In ihrem Grußwort betonte Heidelbergs Bürgermeisterin Stefanie Jansen, die den Oberbürgermeister vertrat, die starken Bindungen zwischen der Stadt und der Hochschule. Sie sei nicht nur Lern- und Forschungsort zu jüdischen Traditionen und Kulturen oder zu jüdischem Leben der Gegenwart. Sie sende auch wichtige Impulse in die Heidelberger Stadtgesellschaft.

Neben dem musikalischen Auftakt durch Noga Sivan (Geige), Preisträgerin des Karl-Adler-Jugendmusikwettbewerbs, und Prof. Dr. Noam Sivan (Piano), Professor für Klavierimprovisation an der Staatlichen Hochschule für Musik in Stuttgart, waren es Prof. Steve Fassberg von der Hebrew University in Jerusalem und Prof. Arnold selbst, die das Publikum unterhielten. Fassberg, dessen Schwiegervater Abraham Wasserstein in den 80er Jahren Interimsrektor der Hochschule war, erläuterte in seiner Festrede die Schriftrollenfunde in Qumran.

„Die Erforschung der Schriftrollen vom Toten Meer revolutionierte mehrere Bereiche im Zusammenhang mit der Zeit des Zweiten Tempels: die Archäologie, die hebräische Bibel, die intertestamentarische Literatur, das Neue Testament, das frühe Judentum und das frühe Christentum sowie deren Geschichte, Theologie und Liturgie. Sie hat auch das Feld der

Sprachstudien verändert: Unser heutiges Verständnis des Hebräischen und Aramäischen der Zeit des Zweiten Tempels unterscheidet sich radikal von dem, was vor 1947 bekannt war.“

Während Prof. Arnold in seinem Vortrag gleich zu Beginn konstatierte, dass es ganz natürlich sei, dass Sprachen und Dialekte kämen und gingen, konnte dem Publikum seine persönliche Betroffenheit ob der Auslöschung der letzten arabischsprechenden jüdischen Gemeinde im türkischen Antakya aufgrund eines Erdbebens nicht entgehen. Jahre zuvor war bereits der arabische Klang der jüdischen Gemeinde aus den Straßen und Gassen Iskenderuns verschwunden. Schnellen Schrittes und mit einem hörbaren Kloß im Hals verschwand auch Professor Arnold von der Bühne.

Verabschiedet und eingeführt wurden die beiden Rektoren von Professorin Barbara Traub, Vorsitzende des Kuratoriums und Mitglied im Präsidium des Zentralrats. Als langjährige Unterstützerin betonte sie das Engagement Arnolds und zugleich die Freude über Brämers Einstieg. „Mit seinem Festvortrag ‚Wie vergeht ein jüdischer Dialekt – Das Beispiel Iskenderun‘ hat uns Prof. Arnold gerade eine der vielen Problematiken deutlich vor Augen geführt, die uns als Nachfahren Jitzchaks daraus entstanden sind“, erklärte Barbara Traub. „Umso mehr dürfen wir uns glücklich schätzen, dass wir mit PD Dr. Brämer nun einen Nachfolger von Prof. Arnold haben. Das erleichtert die Sache doch erheblich und darf uns optimistisch stimmen für die Zukunft unserer Hochschule. Vor allem, wenn man miterleben durfte, wie reibungslos die Zusammenarbeit von Herrn Prof. Arnold und Herrn PD Dr. Brämer war: Getragen von einem wechselseitigen Wohlwollen um der Sache willen – und ich glaube auch durch ein gutes Maß an Sympathie.“

Mit Geschenken an den scheidenden Rektor Arnold von Seiten des Freundeskreises, überreicht durch dessen Vorsitzenden Prof. Dr. Michael Schmitt und durch Vizerektor Prof. Dr. Viktor Golinetz, sowie Worten des Dankes an den Zentralrat, machten sich alle auf in den Gewölbekeller. Hier wartete die Mensaleiterin Beate Metwaly bereits mit ihrem Team, um den Abend mit einem wunderbaren koscheren Büfett abzurunden und für alle ausklingen zu lassen. or.



Prof. Barbara Traub, Vorsitzende des Hochschul-Kuratoriums.

Foto: HfJS

Grußwort von Dr. Josef Schuster

anlässlich der feierlichen Verabschiedung von Prof. Dr. Werner Arnold und der Einführung von Dr. Andreas Brämer am 5. Dezember 2024 an der Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg

Der heutige Tag steht im Zeichen von Veränderung – der Staffelstab wird weitergegeben. Heute ist ein besonderer Tag für die Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg. Wir verabschieden mit Prof. Dr. Werner Arnold einen außergewöhnlichen Rektor, der in den letzten vier Jahren mit beeindruckender Expertise und großem Engagement die Geschicke der Hochschule geleitet hat. Zugleich heißen wir mit Dr. Andreas Brämer einen Nachfolger willkommen, der mit seiner eigenen Erfahrung und Vision nahtlos anknüpfen kann.

Lieber Herr Professor Arnold, Ihre Amtszeit war nicht nur von außergewöhnlichen Herausforderungen, sondern auch von Ihrer Fähigkeit geprägt, diesen Herausforderungen mit Klarheit und Integrität zu begegnen. Sie übernahmen die Leitung der Hochschule mitten in der Pandemie, als das Lehren und Lernen plötzlich völlig neu gedacht werden musste. Und gerade, als wir zur Normalität zurückfinden wollten, kam der 7. Oktober 2023, ein Tag, der uns alle nachhaltig erschüttert und prägt. Ein Tag, der weit mehr als nur 24 Stunden zählt.

Für viele von uns, für die jüdische Gemeinschaft, für Studierende und Lehrende, war und ist es eine Zeit von Trauer und Verunsicherung. Sie, Herr Professor Arnold, haben in dieser schweren Phase nicht nur Orientierung gegeben, sondern gezeigt, wie wertvoll unser innerer Zusammenhalt ist. Ihre Worte, dass die Hochschule ein Ort ist, an dem Wissenschaft, Solidarität und Reflexion Hand in Hand gehen, schenken vielen Jüdinnen und Juden Kraft.

Unter Ihrer Leitung hat die Hochschule in dieser Zeit nicht nur dem Schmerz gestärkt begegnen können, sondern auch



Rektorenwechsel in Heidelberg, (von links) Josef Schuster, Barbara Traub, Werner Arnold, Andreas Brämer. Foto: HfJS

ihre Bedeutung als Zentrum für Aufklärung und Austausch unterstrichen. Das von Ihnen unterstützte studentische Projekt „Israel für Anfänger“, das Bildung und Dialog fördert, ist nur ein Beispiel von vielen dafür, wie Sie Ihre Vision mit den Studierenden geteilt und vorangebracht haben.

Ihre beeindruckende wissenschaftliche Laufbahn, die von der Erforschung arabischer Dialekte und des Neuwestaramäischen bis hin zu den zentralen Fragen der Semitistik reicht, hat nicht nur die Hochschule, sondern die gesamte wissenschaftliche Gemeinschaft bereichert. Ihre Liebe zur Sprache und Ihre Begeisterung für die Vielfalt der Kulturen haben einen besonderen Geist in die Hochschule gebracht. Wir danken Ihnen von Herzen und wünschen Ihnen für den Ruhestand alles erdenklich Gute – viel Zeit für Familie,

für Ihre eigenen Projekte und natürlich auch für die Sprachen, die Sie so lieben.

Lieber Herr Dr. Brämer, herzlich willkommen! Mit Ihnen übernimmt ein Rektor, der nicht nur Erfahrung und Expertise mitbringt, sondern auch ein tiefes Verständnis für die Bedeutung dieser Hochschule. Ihre Worte, dass die Hochschule gerade jetzt als Thinktank und Ort des zivilgesellschaftlichen Diskurses besonders wichtig ist, zeigen, dass Sie den Herausforderungen dieser Zeit mutig entgegengetreten.

Sie sind bestens auf diese Aufgabe vorbereitet. Bereits als stellvertretender Direktor des Instituts für die Geschichte der deutschen Juden in Hamburg lebten Sie vor, wie man wissenschaftliche Arbeit mit gesellschaftlichem Engagement verbindet. Als Franke zieht es Sie nun aus dem hohen Norden aber wieder etwas näher an die Heimat heran – ich kann das gut verstehen.

Sie sind nicht nur ein hervorragender Wissenschaftler, sondern selbst Absolvent der Hochschule und damit der erste Alumni, der ihre Leitung übernimmt. Bereits während Ihrer Studienzeit haben Sie, so sagte man mir, in der Bibliothek gearbeitet – und sich dabei nicht nur mit Büchern, sondern auch mit dem Geist dieses Hauses bestens vertraut gemacht.

Wir freuen uns darauf, gemeinsam mit Ihnen die nächsten Kapitel der Hochschule zu schreiben.

Vielen Dank, Herr Professor Arnold, für alles, was Sie für diese Hochschule getan haben! Und Ihnen, Herr Dr. Brämer, einen großartigen Start, viel Erfolg und vor allem Freude an Ihrer neuen Aufgabe!



Dr. Josef Schuster.

Foto: HfJS

Gedenkfeier „80 Jahre Befreiung von Auschwitz“

in der Jüdischen Gemeinde Frankfurt am 19. Januar 2025

Jüdisches Leben in Deutschland – Was tut die Politik?

Grußwort von Dr. Josef Schuster, Präsident des Zentralrats

FRANKFURT. Wir können uns in unserer Zeit auf immer weniger Gewissheiten einigen. Einer Sache sind wir uns jedoch noch sicher: Es gibt eine Zeit vor und eine Zeit nach Auschwitz. Unser gesamtes Denken, unser Blick auf Gesellschaft und Staat, auf Religion und auf unser Zusammenleben an sich hat sich verändert. Es musste sich verändern.

Heute, 80 Jahre nach der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz, das in seiner Grausamkeit der Vernichtung für den Zivilisationsbruch der Shoa steht, befinden wir uns erneut an einer Wegmarke. Was bedeutet Auschwitz heute noch für Deutschland? Was bedeutet es in einer Zeit, in der wir immer weniger Zeitzeugen der Shoa erleben? Was bedeutet es in einer Zeit, in der immer mehr Menschen in Deutschland keinen familiären Bezug zur NS-Zeit haben?

Für mich persönlich, als Mitglied der zweiten Generation von Shoa-Überlebenden und Opfern, sind das auch schmerzliche Fragen. Wir sind aufgewachsen in dem Glauben an eine Gesellschaft nach Auschwitz, die sich dem Schrecken und der unmenschlichen Grausamkeit dieses Ortes und wofür er steht immer bewusst

sein wird und daraus Konsequenzen zieht. Auch das lief nie geradlinig. Hier in Frankfurt denke ich besonders an Fritz Bauer und die Auschwitzprozesse und welchen Anfeindungen dieser mutige Mann doch auch zwanzig Jahre nach der Shoa noch entgegengetreten ist.

Unser Blick auf Auschwitz darf sich in seinem Kern nicht verändern. Er kann es nicht, wenn dieses Land seiner Gründungsidee und seiner Verantwortung vor der Geschichte gerecht werden will. Diese Gewissheit ist essentiell für jüdisches Leben in Deutschland. Es braucht eine wehrhafte Haltung gegen die Propaganda des „Schuld Kults“, deren parlamentarischer Arm mit der AfD bereits in Landtagen und im Bundestag sitzt. Gleichzeitig werden deutsche Straßen mit der postkolonialen Verirrung der „German guilt“ geflutet.

Wir sind uns im Wesentlichen der Unterstützung der großen Mehrheit der politischen Akteure sicher, müssen aber auch immer wieder Irritationen erleben – sei es im Stil, aber auch in der Substanz. Gerade die Erinnerung an die Shoa, ihre Singularität sowie die Gestaltung und Absicherung der KZ-Gedenk-

stätten müssen über jeden Zweifel erhaben sein.

Die Politik muss eine klare Sprache gegen eine subtile Verwässerung der Erinnerung an die Shoa von extrem links und extrem rechts finden.

Wir erleben, dass jüdische Perspektiven in Debatten wie diesen zu wenig, manchmal erst zu spät, wahrgenommen werden. Es braucht dafür Räume. Diese müssen ermöglicht werden – die Politik kann dafür einen Beitrag leisten. Hier in Frankfurt ist es mit der Jüdischen Akademie des Zentralrats gelungen.

Hoffentlich noch in diesem Jahr – und wenn nicht, dann Anfang 2026 – wird die Akademie zu einem wichtigen Impulsgeber werden, der diesen Debattenraum füllen kann. Jüdisches Leben, jüdisches Denken und jüdischer Geist gehören zu Deutschland. Jüdinnen und Juden gehören zu Deutschland.

Genau vor 75 Jahren wurde ebenfalls in Frankfurt der Zentralrat der Juden in Deutschland gegründet. Er ist zu einem Teil der Demokratiegeschichte dieses Landes geworden. Für die Bundesrepublik war und ist das auch ein Anspruch, der sie immer wieder leiten muss.

Rede von Bundeskanzler Olaf Scholz

Reichlich zwei Kilometer von hier entfernt, im Plenarsaal des Frankfurter Römers, begann Ende 1963 einer der größten Strafprozesse der deutschen Nachkriegsgeschichte. Der Prozess platzte hinein in die Zeit des Wirtschaftswunders, der vollen Warenhäuser, des angestregten Blicks nach vorn.

Initiiert vom hessischen Generalstaatsanwalt Fritz Bauer, von dem schon die Rede war, der als Jude und als SPD-Mitglied im Nationalsozialismus selbst verfolgt worden war, standen hier in Frankfurt 22 Mitglieder der Lagermannschaft von Auschwitz vor Gericht. 18 Jahre nach Kriegsende berichteten über 350 Zeuginnen und Zeugen aus 19 Ländern von unvorstellbaren Verbrechen. Für nicht wenige der Beobachter bekamen hier in Frankfurt die Opfer der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik zum ersten Mal ein Gesicht und eine Stimme. Sie legten vor den Augen der schockierten nationalen und internationalen Öffentlichkeit minutiös Zeugnis ab vom Alltag eines von Deutschen begangenen, beispiellosen Menschheitsverbrechens.

Gefragt, was ihn antreibe, äußerte Fritz Bauer: „Wenn die Prozesse einen Sinn haben, so ist es die unumgängliche Erkenntnis, dass Anpassung an einen Unrechtsstaat Unrecht ist.“ Wenn der Staat kriminell sei, sei Mitmachen kriminell, egal ob als aktiver Täter, Nutznießer oder nur beifällig nickender Zuschauer.

Es ist diese bleibende Wahrheit, es ist diese Aufforderung an uns alle, nie mehr wegzuschauen, Nein zu sagen, die Fritz Bauer hier in Frankfurt gegen Anfeindungen, gegen Vorwürfe der Nestbeschmutzung, gegen erhebliche Widerstände aus dem damaligen Justizapparat erkämpft hat.



Bundeskanzler Olaf Scholz.

Foto: Bundesregierung/Thomas Köhler

Unrecht nicht zu dulden, nie mehr wegzuschauen, Nein zu sagen, das muss auch uns heute Richtschnur sein, 80 Jahre nach der Befreiung von Auschwitz – gerade heute, wo Antisemitismus, Rechtsextremismus, völkisches Gedankengut, wo teils unverhohlene Menschenfeindlichkeit vielerorts eine erschreckende und alarmierende Normalisierung erfährt. Vor allem das Internet und soziale Netzwerke werden oft zu Durchlauferhitzern für extremistische Positionen, für Hass und Hetze – Hass, der nicht im Netz bleibt, sondern Bürgerinnen und Bürger, besonders oft Jüdinnen und Juden, real gefährdet.

Wenn wir also heute gemeinsam darüber sprechen, was die Politik für jüdisches Leben in Deutschland tut, dann muss die erste Antwort sein: Wir schauen nicht weg. Wir schauen hin und wir handeln, wenn Bürgerinnen und Bürger unseres Landes angefeindet werden, weil sie Jüdinnen und Juden sind.

Deswegen schützen unsere Sicherheitsbehörden die jüdischen Gemeinden. Deswegen bekämpfen wir in Deutschland konsequent jede Form von Antisemitismus, Terrorpropaganda und Menschenfeindlichkeit. Deswegen verfolgen wir mit den Mitteln des Strafrechts diejenigen, die Terrorismus unterstützen und antisemitisch hetzen. Deswegen haben wir im neuen Staatsangehörigkeitsrecht ganz klar geregelt, dass Antisemitismus einer Einbürgerung entgegensteht. Und deswegen haben wir in der Europäischen Union mit dem Digital Services Act einen robusten Rechtsrahmen, um gegen Anbieter großer Online-Plattformen vorzugehen, wenn sie systematisch zur Verbreitung von Desinformation und Hassrede beitragen.

Die zweite Antwort muss sein, dass wir die Erinnerung an den von Deutschen

begangenen Zivilisationsbruch der Shoa wachhalten und jeder Generation in unserem Land immer wieder neu vermitteln: Unsere Verantwortung hört nicht auf. Dabei geht es gerade heute gegen jede Relativierung, um die Vermittlung der historischen Wahrheit, der unzweifelhaften Fakten, denen sich jede und jeder in unserem Land stellen muss, unabhängig von Herkunft, Familiengeschichte oder Religion: sechs Millionen ermordete Jüdinnen und Juden, getötet in Vernichtungslagern wie Auschwitz, Kulmhof, Bełżec, Sobibór und Treblinka, ausgehungert in Ghettos und Arbeitslagern, umgekommen auf Todesmärschen, erschossen und erschlagen bei Massakern in mehr als 1.500 Städten, Kleinstädten und Dörfern in Osteuropa.

Und am 27. Januar gedenken wir auch aller anderen Opfer des Nationalsozialismus. Wir gedenken der ermordeten Sinti und Roma, der ermordeten politischen Gegner des NS-Regimes, der ermordeten Homosexuellen, der ermordeten Kranken, Behinderten und als sogenannte Asoziale Diffamierten. Wir gedenken der ermordeten Polinnen und Polen und der ermordeten sowjetischen Kriegsgefangenen.

80 Jahre nach der Befreiung von Auschwitz ist es wichtiger als je zuvor, diese Fakten klar auszusprechen und die richtigen Lehren daraus zu ziehen. Ich trete jedem Schlussstrich, jedem „Lange her“ entgegen. Auschwitz bleibt „eine brennende Wunde der Menschheit, ein sich auf ewig gen Himmel erhebender Schrei der Opfer“. So schrieb es der Auschwitzüberlebende und spätere polnische Außenminister Władysław Bartoszewski noch kurz vor seinem Tod in einem Buch über seinen lebenslangen Einsatz für das Gedenken. Seinen Bericht schloss er mit ei-

ner Bitte und seiner Hoffnung im Namen aller Zeitzeugen: „Ich habe berichtet, Zeugnis abgelegt. Die letzten von uns gehen heim. Es bleiben unsere Geschichten. Ihr tötet gut daran, Schlüsse daraus zu ziehen.“

Damit auch die nächsten Generationen, Kinder und Jugendliche von heute, die richtigen Schlüsse ziehen, gehört zur Vermittlung der historischen Fakten auch die Vermittlung von Empathie mit den Opfern. Die Shoa, das sind Millionen einzelne Geschichten, Schicksale voller Leid, Trauer und Verlust. Das waren Menschen wie du und ich. Auch um diese Einsicht muss es bei unserer Erinnerungsarbeit gehen.

Diese Einsicht in einer Gesellschaft mit unterschiedlichsten Herkunftsgeschichten zu vermitteln, ist eine zentrale Aufgabe der Gedenkstätten und der Unterstützung des Bundes für deren Arbeit. Wir sind hier gemeinsam mit Ihnen, mit den Gedenkstätten und allen Beteiligten auf dem Weg zur Reform des Gedenkstättenkonzepts. Dieser Diskussionsprozess ist wichtiger als die Tagespolitik. Er wird sicherlich nicht in den kommenden Wochen des Wahlkampfes beendet sein, sondern auch in der nächsten Legislaturperiode weiter geführt werden müssen.

Die Aufgabe, Empathie zu vermitteln, steht auch im Fokus des Bundesprogramms „Jugend erinnert“, das wir im vergangenen Jahr modernisiert und verstetigt haben. Auf diese Perspektive legen wir großen Wert bei der vielfältigen Zusammenarbeit und bei der Unterstützung für Gedenkorte im In- und Ausland, die wir vonseiten des Bundes weiter ausbauen werden. In diesem Zusammenhang bin ich sehr froh, dass der Bund im vergangenen November den Förderbescheid zur Neugestaltung der hessischen „Euthanasie“-Gedenkstätte Hadamar erteilen konnte und so unter anderem die umfassende Modernisierung der Dauerausstellung unterstützen wird.

Ich möchte beim Thema Empathie bleiben und damit zum dritten Punkt kommen, nämlich was die Politik, aber was vor allem auch jede und jeder Einzelne für jüdisches Leben in Deutschland tun kann: nämlich es als Selbstverständlichkeit begreifen und behandeln. Dazu gehört Sichtbarkeit. Das Chanukka-Fest, das Anfang des Monats zu Ende gegangen ist, ist dafür ein wichtiges Beispiel. Auch in diesem Jahr stand ein Chanukka-Leuchter unter anderem wieder auf dem Pariser Platz in Berlin. Hier in Frankfurt stand einer auf dem Opernplatz. Genau da gehören Sie hin, an die prominentesten Plätze unserer Städte. Und keine feige Sachbeschädigung, wie es sie auch in diesem Jahr wieder gab, kann daran etwas ändern. Sie gehören in die Mitte unserer Städte als ein unmissverständliches Zeichen jüdischer Selbstverständ-



Bundeskanzler Olaf Scholz (M.) bei einer Führung durch die Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau (links Viktor Elbling, Botschafter Deutschlands in Polen; rechts Britta Ernst, Ehefrau des Bundeskanzlers).
Foto: Bundesregierung/Marvin Ibo Güngör

lichkeit – der Selbstverständlichkeit, dass Chanukka zu Deutschland gehört, genauso wie Weihnachten und das Zuckerfest, dass Synagogen zu Deutschland gehören wie Kirchen und Moscheen und dass wir in diesem Land untrennbar zusammengehören. Unser aller Anspruch, von dem wir niemals abrücken dürfen, muss sein, dass das jüdische Deutschland genauso selbstverständlich, genauso alltäglich ist wie das Deutschland jedes anderen Glaubens oder Nichtglaubens. Leider sind wir davon noch entfernt. Das ist und bleibt empörend.

Und ja, wir müssen Versäumnisse aufarbeiten. Es war naiv zu glauben, in einer Einwanderungsgesellschaft würden irgendwann schon alle die gleiche Perspektive auf unsere Geschichte einnehmen, nur weil sie hier wohnen. Ich finde es gut, dass die Kultusministerkonferenz anlässlich des Jahrestags des brutalen Terrorangriffs der Hamas auf Israel im vergangenen Oktober noch einmal bekräftigt hat, den Umgang mit Antisemitismus, Judentum, jüdischer Geschichte und jüdischer Gegenwart – dazu gehört natürlich auch der Staat Israel – in allen Schulfächern, die dafür infrage kommen, zu verankern. Das muss nun auch schnell geschehen.

Lassen Sie mich an dieser Stelle kurz aufgreifen, was alle meine Vorredner gesagt haben und was richtig ist. Ich bin froh, dass jetzt drei Geiseln freigelassen worden sind. Ich habe immer wieder mit den Angehörigen der von der Hamas Entführten gesprochen, auch in Israel, und ich kann sagen: Es ist sehr bedrückend, diese Gespräche zu führen. Deshalb ist es ein Zeichen der Hoffnung, dass auch die übrigen Geiseln freikommen und dass diejenigen, die gestorben sind, ausgeliefert werden, sodass die Angehörigen Abschied nehmen können. Aber es bleibt eine bittere Wahrheit, dass ein furchtbarer Terrorangriff Ursache all dieses Leids ist, ein Terrorangriff, der das Ziel der Entmenschlichung hatte. Darauf war er ausgerichtet. Das dürfen wir niemals vergessen.

Ich habe über die Aufklärung an den Schulen gesprochen. Diese Art von Aufklärung ist weiterhin bitter nötig, in Schulen genauso wie in Universitäten, Ausbildungsbetrieben, Integrationskursen und im ganz normalen Alltag. Ich weiß, viele jüdische Gemeinden, auch hier in Frankfurt, wollen das unterstützen, bieten Synagogenführungen an und organisieren Informationsveranstaltungen. Ich kann Lehrerinnen und Lehrer, Ausbilderinnen und Ausbilder nur ermutigen und bitten: Nehmen Sie mit Ihren Schülern und Auszubildenden solche Angebote an! Wir gehören zusammen. Sprechen wir miteinander, nicht übereinander!

Das ist hier in Frankfurt schon deswegen ein Muss, weil man diese Stadt kaum

ohne ihre fast 900 Jahre alte jüdische Geschichte und ihre feste Verbindung zum Judentum verstehen kann. Der Oberbürgermeister hat darauf hingewiesen. Hier in Frankfurt war eines der Zentren des Reformjudentums. Hier wirkten bekannte Rabbiner aller religiösen Richtungen. Viele Institutionen wie die Goethe-Universität oder die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ gehen auf jüdische Gründung zurück. Selbst die nationalsozialistische Verfolgung, selbst Vertreibung und der Mord an mindestens 12.000 Frankfurter Jüdinnen und Juden konnte diese Verbindung nicht zerstören.

Wie tief auch die emotionale Beziehung zu dieser Stadt war und ist, das lässt sich vielleicht an der ergreifenden Geschichte von Rabbiner Dr. Leopold Neuhaus erahnen, die Frau Rabbinerin Klapheck in einer Publikation aus dem vergangenen Jahr erzählt hat. Nachdem er, der Rabbiner der Vorkriegsgemeinde, fast drei Jahre im Konzentrationslager Theresienstadt überlebt hatte, war Dr. Neuhaus dringlichster Wunsch, nach der Befreiung so schnell wie möglich nach Frankfurt zurückzukehren, um die Gemeinde wieder aufzubauen. Der letzte Rabbiner Frankfurts in der Zeit der Shoa wurde damit für eine kurze Zeit auch der erste Rabbiner danach. Schon Anfang Mai 1945 hatte er in einem Brief um Unterstützung beim Transport für ihn und die weiteren Überlebenden aus Frankfurt gebeten. Sie alle würden – Zitat – sehnsüchtig darauf warten, von hier aus in die Heimat zu kommen. Heimat, was für ein Wort!

„Auf Leben“ haben sie als Motto der Feierlichkeiten zum 75. Jubiläum der offiziellen Neugründung im vergangenen Jahr gewählt. In diesem Titel steckt eine so tiefende Beschreibung der Geschichte der

Gemeinde seit 1949. Aus dem langsamen Wiederaufleben nach dem Menschheitsverbrechen der Shoa mit anfänglich 800 Mitgliedern, die vielfach auf gepackten Koffern saßen, hat sich eine der größten und lebendigsten jüdischen Gemeinden Deutschlands entwickelt, eine Gemeinde, der es gelungen ist, innerhalb weniger Wochen nach dem Beginn des russischen Angriffskrieges gegen die Ukraine ein Willkommenszentrum für ukrainische Geflüchtete aufzubauen, die seit Kriegsbeginn mehr Ukrainerinnen und Ukrainer und Frauen und Männer aus der ehemaligen Sowjetunion als Mitglieder aufgenommen hat als jede andere jüdische Gemeinde, eine Gemeinde, die bei der Integration Geflüchteter weiterhin Großes leistet, und eine Gemeinde, die mit der Eröffnung der Jüdischen Akademie um ein bedeutendes intellektuelles Zentrum bereichert wird. Ich bin sehr froh, dass wir als Bundesregierung einen Beitrag leisten können, um dieses große Projekt zu realisieren. Ich bin mir sicher: Diese Akademie in der Tradition des jüdischen Lehrhauses von Franz Rosenzweig wird eine große Strahlkraft entwickeln und ein lebendiger und sichtbarer Ort der Debatte für Frankfurt und weit darüber hinaus werden.

Das ist ein Grund zur Freude und noch ein Grund, um im Sinne des Mottos der Feierlichkeiten des vergangenen Jahres auf das Leben anzustoßen, auf das jüdische Leben hier in Frankfurt, das so selbstverständlich zu dieser Stadt gehört wie der Römer oder die Eintracht. Jüdisches Leben, das ist Frankfurt. Jüdisches Leben, das ist Deutschland, das sind wir. Das bleibt, 80 Jahre danach, und das werden wir weiterhin mit aller Kraft verteidigen, jeden Tag.



Podiumsdiskussion zur Zukunft jüdischen Lebens in Deutschland mit (von links) Ronen Steinke, Josef Schuster, Marina Weisband und Marc Grünbaum. Foto: Zentralrat

AMBERG

Die jüdische Gemeinde blickt auf eine ereignisreiche Zeit zurück, die von vielfältigen Veranstaltungen und bereichernden Begegnungen geprägt war. Einmal in der Woche treffen sich die Senioren zu einem geselligen Beisammensein. Diese Zusammenkünfte bieten eine wunderbare Gelegenheit zum Austausch und zur Pflege sozialer Kontakte. Neben einem köstlichen Mittagessen, Kaffee und Kuchen gibt es oft kulturelle oder informierende Shiurs, die den Nachmittag bereichern.

Anfang Dezember fand ein besonderes Konzert statt, in dem Igor Dubovsky traditionelle jüdische Lieder präsentierte. Die Besucher waren begeistert von seiner beeindruckenden Stimme und der tiefen Emotion, die er in seine Darbietung legte. Das Konzert war nicht nur eine musikalische Bereicherung, sondern auch eine wunderbare Möglichkeit, die jüdische Kultur lebendig zu erleben.

Die Chanukkafeier war ein weiteres Highlight des Monats Dezember. Mit einem feierlichen Anzünden der Chanukka-kerzen und einer bewegenden Rede von Ignaz Berger begann die Veranstaltung. Die musikalische Begleitung durch die Band Neshome und Mike Kaner schuf eine festliche Atmosphäre und lud die Gäste zum Mitsingen und Tanzen ein. Der Abend war ein wunderschöner Anlass, die Bedeutung von Chanukka gemeinsam zu feiern.

Seit Januar finden in unserer Gemeinde regelmäßig Minjantreffen statt. Diese Gebetstreffen sind ein wichtiger Bestandteil des religiösen Lebens und bieten den

Gemeindemitgliedern die Möglichkeit, ihre Traditionen gemeinsam zu erlernen und zu pflegen.

Unsere Gemeinde durfte eine Gruppe jüdischer Frauen aus Augsburg willkommen heißen. Nach einer informativen Stadtführung mit Dieter Dörner durch Amberg fand ein geselliges Beisammensein in unserer Gemeinde statt. Die Begegnung bot Raum für interessante Gespräche und den Austausch über gemeinsame Interessen und Erfahrungen.

Um die Zukunft unserer Gemeinde aktiv zu gestalten, haben wir ein Gemeindecoaching gestartet. Dabei werden Strategien entwickelt, um die Gemeinschaft zu stärken und neue und alte Mitglieder noch mehr einzubinden. Das Coaching bietet wertvolle Impulse für die Weiterentwicklung unserer Gemeinde.

Workshops: Ein bedeutender Schwerpunkt unserer Arbeit liegt auf der Aufklärung und Sensibilisierung zu wichtigen gesellschaftlichen Themen. In Zusammenarbeit mit Schulen organisieren wir Workshops zu Antisemitismus sowie zum jüdisch-islamischen Dialog. Diese Veranstaltungen tragen dazu bei, Vorurteile abzubauen und das gegenseitige Verständnis zu fördern.

Studierende, Mitarbeitende und der Präsident der OTH Amberg-Weiden trafen sich zu einem interkulturellen Kochabend, um gemeinsam ein koscheres Abendessen zuzubereiten. Rabbiner Elias Dray erklärte die Chanukka-Traditionen und führte die Gäste durch die Synagoge. Anschließend waren alle zur Chanukka-Feier eingeladen. Die Veranstaltung bot eine besondere Gelegenheit für interkulturellen Austausch und gemeinsames Erleben.

AUGSBURG

Chanukka

Am 29. Dezember konnten wir gleich zwei bedeutende Feste zelebrieren. Am Chanukkafest wurde an diesem Tag die fünfte Kerze am Chanukka-Leuchter entzündet. Diese feierliche Zeremonie fand im Vorhof der Synagoge statt und zog zahlreiche Gemeindemitglieder und Freunde an. Der Gemeindepräsident Alexander Mazo zündete die fünf Kerzen an, was den festlichen Charakter des Anlasses unterstrich.



Bereits eine Woche zuvor wurde die Kupferkrone, die sich seit 1944 nicht mehr auf der Synagoge befand, wieder installiert. Im Rahmen der Sanierungsarbeiten ist ihr ursprüngliches Erscheinungsbild nach 80 Jahren wiederhergestellt. Sie erstrahlt nun in vollem Glanz und hat als Symbol eine große Bedeutung für die Gemeinde. Der weithin sichtbare Davidstern steht ebenfalls dafür, dass die jüdische Gemeinde in Augsburg wieder lebendig und aktiv ist.

Und am 29. Kislew 5785 jüdischer Zeitrechnung fand in unserer Gemeinde ein weiteres bedeutsames Ereignis statt, das nicht nur die Gäste, sondern auch die Mitglieder der Gemeinde in festlicher Stimmung vereinte. Im Rahmen der Feierlichkeiten wurde die Neulegung der Zeitkapsel durchgeführt, ein Moment von außergewöhnlich symbolischer Bedeutung. Alexander Mazo leitete die Zeremonie. Die Anwesenheit des Gemeindevorstandes und zahlreicher Mitglieder der Gemeinde unterstrich die Wichtigkeit dieses Ereignisses. Die Zeitkapsel, die eine Vielzahl von Botschaften und Erinnerungsstücken umfasst, soll zukünftigen Generationen einen Einblick in das Leben und die Werte unserer heutigen Gemeinschaft ermöglichen. Ihre Neulegung ist daher nicht nur ein Akt des Gedenkens, sondern auch ein Zeichen des Zusammenhalts der Gemeinde. Diejenigen, die an diesem unvergesslichen Moment teilgenommen haben, werden sich noch lange daran erinnern. Es ist unumstritten, dass die Einbettung



Gemeindetreffen in Amberg.

Seniorenclub

Wir treffen uns jeden Monat in unserem Seniorenclub, um Geburtstagskindern und Jubilaren zu gratulieren. Erst kürzlich feierten wir das Ehejubiläum der Eheleute Drabkin und im Dezember das 70. Ehejubiläum der Eheleute Freidin und von Alla und Borys Grek. Im festlich geschmückten Lehrsaal versammelten sich zahlreiche Mitglieder und Freunde, um diesen besonderen Tag mit Geschenken und Glückwünschen zu feiern.

Die Feier begann um 13 Uhr mit einer Begrüßungsrede von der Vorsitzenden des Seniorenclubs, Assia Spivak, und dem „Mendelssohn-Marsch“. Unter seinen Klängen wurde das Jubelpaar an einen besonderen Tisch geführt und mit Wein und Sekt begrüßt. Es war rührend zu sehen, wie groß die Liebe und Zuneigung zwischen beiden bis heute ist. In ihrer Rede betonte Assia Spivak die Bedeutung von Liebe, Zusammenhalt und gemeinsamen Erinnerungen, die Alla Grek an der Seite von Borys in den letzten 55 Jahren miteinander geteilt hatten. Anschließend ließ es sich auch der Vorsitzende der IKG Bamberg, Herr Rudolph, der seit kurzem mit seinen 60 Jahren ebenfalls in den Kreis des Seniorenclubs aufgenommen wurde, nicht nehmen, eine kleine Ansprache zu halten und einen Toast auf die Eheleute Grek, auf alle Helfer und die Seniorenclubleiterin auszusprechen. Dann wurde ein reichhaltiges Buffet eröffnet mit leckeren Salaten, Fisch, Kartoffeln, Gemüse und Pilzen. Auch ein Kuchenbuffet mit Kaffee und Tee fehlte nicht. Der Kuchen wurde von Musia Berenbaum und Rayisa Zitserman liebevoll gestaltet



Midrasha Tzionit in Augsburg.

der Zeitkapsel in die Mauer der Gemeinde ein ganz bedeutender Akt ist und gebührende Anerkennung verdient. Die Gemeinde bedankt sich bei allen Beteiligten für ihr Engagement und ihre Unterstützung, die zu einem reibungslosen Verlauf der Zeremonie beigetragen haben. Wir blicken mit Vorfreude in die Zukunft und hoffen, dass die Zeitkapsel in 50 Jahren, im Jahr 2075, wieder entnommen wird, um die Geschichte unserer Gemeinde zu spiegeln.

Midrasha Tzionit

Wie außergewöhnlich der Sonntag am 26. Januar war, lässt sich nur beurteilen, wenn man an diesem sorgfältig geplanten Tag in unserer Gemeinde teilgenommen hat. Aus mehr als 350 km Entfernung reisten zwei Madrichim, Lina und Jakob, von der Midrasha Tzionit (jüdisches Bildungszentrum für die GUS-Staaten) an und fesselten einen ganzen Tag lang die Aufmerksamkeit von neun Jugendlichen unserer Gemeinde. Das Thema des Treffens war der Holocaust, zeitlich angebunden an den „Internationalen Holocaust-Gedenktag“.

Die Jugendlichen trafen sich um 11 Uhr und gingen erst um 18 Uhr auseinander. Während dieser Zeit waren sie vollständig in das tiefgründige Thema vertieft. Sie hatten die Möglichkeit, offen zu diskutieren, ihre Gedanken, Beobachtungen, Ängste und Befürchtungen zu äußern. Gemeinsam analysierten sie historische Fakten und Ereignisse, lasen Tagebucheinträge und Briefe, sahen sich Videomaterial an und versetzten sich in die Lage der Autoren. Sie überlegten, wie sie in ähnlichen Situationen handeln würden, die potenziell auch in der heutigen Zeit auftreten könnten. Das Thema war nicht nur herausfordernd, es entstanden viele Fragen, auf die nicht immer eine Antwort gefunden werden konnte.

Die Jugendlichen besuchten auch das Denkmal, das in der Nähe der Synagoge in der Bahnhofstraße errichtet wurde. Mit einer Schweigeminute gedachten sie der Familie Kohn – jüdische Bürger, die der Welle von Hass und Gewalt zum Opfer fielen.

Zum Gedenken an die tragischen Ereignisse pflanzten die Jugendlichen im Hof der Gemeinde ein kleines Blumenbeet – ein lebendiges Symbol der Erinnerung und ein Zeichen des Respekts für die Opfer, die in der grausamen Maschinerie der nationalsozialistischen Repressionen und Morde ums Leben kamen.

Es war ein intensiver Tag. Denn jede Erinnerung an die schrecklichen Zeiten gibt uns Kraft, Weisheit und Erfahrung, um solche Fehler in der Zukunft zu vermeiden.

Inna Kodak, Abteilung für Jugend-, Kinder- und Familienarbeit



TuBiSchwat in Bamberg.

und gespendet. Das Ehepaar Grek bedankte sich bei allen Gästen und dem Organisationsteam des Seniorenclubs für die wunderbare Feier, die sicherlich allen Anwesenden noch lange in Erinnerung bleiben wird.

Assia Spivak, Seniorenclubsleiterin

Seniorenclub wird 25

Ende November 1999 trafen sich an einem Donnerstag in der Bibliothek Mitglieder unserer Gemeinde und beschlossen, einen Seniorenclub zu gründen. Bei diesem Treffen waren über 30 Personen anwesend. Alle neuen Gemeindemitglieder, die älter als 55 Jahre waren, wurden Mitglieder des Clubs. Am selben Tag wurde auch der Vorstand des Clubs gewählt. Ihm gehörten an: Inna Beloshitskaya (Vorsitzende), Joseph Shimshilevich (1. stellvertretender Vorsitzender), Isaac Shmulevich (2. stellvertretender Vorsitzender), Elizaveta Gorkurova (Schatzmeisterin) und Semyon Berezin. Da Inna Beloshitskaya bald die Gemeinde verlässt, wurde Joseph Shimshilevich neuer Vorsitzender.

Bei den Clubtreffen haben wir natürlich den Geburtstagskindern gratuliert. Diejenigen, die über 80 Jahre alt waren und nicht kommen konnten, haben wir zu Hause beglückwünscht. Zu jedem Treffen des Clubs laden wir Referenten ein, einen Vortrag zu halten oder etwas Interessantes zu erzählen.

A. Nogaller sprach über medizinische Themen. Mehrere bemerkenswerte Vorträge über die Geschichte der jüdischen Musik wurden von V. Chemojanov gehalten. Über moderne jüdische Musik referierte auch V. Grinberg, und I. Shmulevich erzählte Interessantes über jüdische Feiertage und Traditionen. Inna Biloglazova rezitierte ihre Gedichte. Zu dieser Zeit hatten wir nur einen Seniorenclub und eine Bibliothek, und wir waren damit beschäftigt, musikalische Abende zu jüdischen Feiertagen zu organisieren. Ein Kulturcafé gab es noch nicht. Samowar-Partys und die Organisation von Veranstaltungen lag hauptsächlich in den Händen von Joseph Shimshilevich und Lisa Gorkurova. Wir machten Ausflüge nach Köln, Erfurt, Augsburg, Frankfurt und Würzburg. Wir waren gerade in Deutschland angekommen und wir waren an allem interessiert und der Club hat uns sehr geholfen. Nach einiger Zeit organisierte Tatiana Manastyrskaja ein Kulturcafé und ab 2020 wurde die Organisation von Konzerten in die Zuständigkeit des Kulturreferats der Gemeinde übertragen. Dem Seniorenclub möchte ich eine erfolgreiche und fruchtbare Arbeit und allen Mitgliedern des Clubs gute Gesundheit und gute Laune wünschen.

Lisa Gorkurova, Vorstandsmitglied

Bamberg Mischkan ha-Tfila

Chanukka

Da Chanukka diesmal spät ins bürgerliche Kalenderjahr fiel, befanden sich viele Mitglieder zu der Zeit im Winterurlaub. Dennoch bestand in der Gemeinde der starke Wunsch, gemeinsam die Kerzen der Chanukka zu entzünden. Wir hatten uns daher entschlossen, zumindest den Abend der ersten Kerze online zu gestalten. Den Schabbat in der Chanukkawoche feierten die Zuhausegebliebenen dann im Betsaal am Schillerplatz.

Gedenken

Am 7. Oktober 2024 jährte sich der unfassbare Terror des „schwarzen Schabbat“ zum ersten Mal. Bereits am 6. Oktober fand aus diesem Anlass in Bamberg eine Gedenkveranstaltung am Gabelmann statt, nicht nur um an die begangenen Greuelthaten der Hamas zu erinnern, sondern vor allem auch, um auf das Schicksal der noch in Gaza gefangen gehaltenen Geiseln aufmerksam zu machen. Irritierend waren Störversuche von außen. Die große Polizeipräsenz sorgte jedoch dafür, dass diese schnell unterbunden werden konnten.

In Schweinfurt wurde unter Mitwirkung unserer Rabbinerin der Erinnerungsort „Denkzeichen“ in einer feierlichen Zeremonie der Öffentlichkeit übergeben. Es handelt sich dabei um eine Wandinstallation an der alten Stadtmauer am Châteaudun-Park, auf der die Namen der ehemals in Schweinfurt

lebenden jüdischen Familien genannt sind unter dem Schriftzug „Sie lebten mitten unter uns“. Ergänzend dazu ist ein Gedenkbuch mit gleichnamigem Titel erschienen, in dem das Schicksal dieser Familien festgehalten ist. Sowohl das Denkmal als auch das Buch konnten durch die langjährige unermüdliche Arbeit der Schweinfurter „Initiative gegen das Vergessen“ realisiert werden.

In Bamberg fand am 10. November eine Gedenkfeier am Synagogenplatz anlässlich der Reichspogromnacht statt. Oberbürgermeister Starke und Rabbinerin Deusel sprachen mahnende Worte, die auch unsere Gegenwart in den Fokus rückten. Auch Rabbiner Almekias-Siegl von der IKG Bamberg war mit einem Redebeitrag und einem Gebet vertreten, und Martin Arie Rudolph sowie Rabbinerin Deusel sagten Kaddisch. Wie in Schweinfurt nahmen auch in Bamberg Schüler mit eigenen Beiträgen an der Gedenkfeier teil. Ihr Engagement ist ein Zeichen der Hoffnung nicht nur für die Weiterführung der Erinnerungsarbeit, sondern auch für ein Eintreten der jungen Generation gegen Antisemitismus.

Am 80. Jahrestag der Befreiung des KZ Auschwitz veranstaltete das Bundespolizei-Zentrum in Bamberg eine würdige Gedenkzeremonie in der ehemaligen US-Kaserne. Auch in diesem Jahr war unsere Rabbinerin Deusel an der Gedenkstunde aktiv beteiligt. Am selben Abend fand dann die öffentliche Gedenkfeier der Stadt Bamberg in Zusammenarbeit mit der Willy-Aron-Gesellschaft statt. Im Anschluss an diese Veranstaltung hatte das E.T.A.-Hofmann-



Einweihung vom Denkzeichen Schweinfurt am 10. November. Foto: Wolf-Dietrich Weißbach

Theater zu einer Lesung zum Tag des Gedenkens an die Opfer der Schoa eingeladen.

Am Abend des 18. Februar, dem Tag 500 nach dem Hamas-Massaker vom 7. Oktober, wurde auch in Bamberg ein „Run for their Lives“-Schweigemarsch durchgeführt, organisiert von der DIG Bamberg. Er führte im Feierabendverkehr über Einkaufsstraßen und Restaurantviertel durch die Altstadt und endete friedlich in der Fußgängerzone. Die Teilnehmer trotzten der eisigen Kälte, um an das Schicksal der israelischen Geiseln zu erinnern und sich für ihre Freilassung einzusetzen.

HOF

Im Sommer letzten Jahres gab es einen antisemitischen Vorfall im Hofer Begleitausschuss von „Demokratie Leben“. Deswegen verließen unsere Vorstandsmitglieder den Ausschuss mitten in der Sitzung und auf Dauer. Zwei weitere nicht-jüdische Mitglieder schlossen sich uns an. Danach gründeten diese im Hofer Land, Stadt und Landkreis, einen israelisch-deutschen Freundeskreis, der inzwischen außer unserer Gemeinde auch schon mehr als 20 nichtjüdische Mitglieder hat und weiter wächst. Der Freundeskreis hielt am 9. Oktober eine Mahnwache für die Hamas-Geiseln im Stadtzentrum mit über 300 Teilnehmern.

Am 11. November fand der Gedenktag zur sogenannten Reichskristallnacht statt. Oberbürgermeisterin Eva Döhla und unser Gemeindevorsitzender Dr. Jakob Gonszarowski hielten eine Rede. Anne Goldkorn sang zwei Gedenklieder auf Jiddisch, und zum Abschluss sprach unser Rabbiner David Goldberg Kaddisch und El Male Rachamim für die Opfer des Holocaust und ein Gebet für die Geiseln. Dieses Jahr kamen, unter anderem wegen des neuen Freundeskreises, besonders viele Menschen, um am Standort der alten Synagoge, die im Holocaust zerstört wurde, an die Pogromnacht zu erinnern. Am 14. November wurde Dr. Osterer aus Nürnberg vom Freundeskreis nach Hof eingeladen, um einen Vortrag über Antisemitismus zu halten.

Am 22. Dezember feierten wir mit zahlreichen Mitgliedern Chanukka. Es gab in Öl gebackene Speisen sowie Tanz und Gesang. Am Abschlussseminar der ZWST für Madrichim in Bad Sobernheim nahmen aus unserer Gemeinde Lea-Ruth Pinis und David Lizine erfolgreich teil. Dazu gratulieren wir herzlich.



Chanukka in Regensburg.

REGENSBURG

Chanukka

Für unsere Einladung zur Chanukka-Feier erhielten wir über 150 Anmeldungen, mehr als überhaupt Platz vorhanden war. Das Team der Helfer startete bereits sehr früh, um 6:45 Uhr. Unsere Küchenhelfer wurden durch Herrn Pernsteiner unterstützt. Der ehemalige Konditor ließ es sich nicht nehmen und machte die Sufganiot im Hof der Gemeinde. Ein leckerer süßer Duft lag in der Luft. Im Saal standen die Tische bereit, gedeckt mit Obst, Kuchen, Kaffee und Getränken und den frisch hergestellten traditionellen Speisen. Die Musikgruppe Grünthal begleitete die Feier mit Bass, Geige, Klarinette, Gitarre und Akkordeon. Um 16 Uhr war der Saal voll, alle rückten eng zusammen. Rabbiner Kochan begrüßte alle Gäste. Bei Einbruch der Dunkelheit erklärte er die Bedeutung von Chanukka. Beim Anzünden des Chanukka-Leuchters sprachen wir die Bracha über das Chanukka-Licht. „Wie schön war es, die vielen Kinder zu sehen“, sagte Rabbi Kochan, „sind sie doch ein Zeichen, dass unser Glaube nicht nur heute, sondern auch morgen weiterleben wird.“ Gemeinsam sangen wir Maos Zur. Die Musiker spielten auf, und Herr Reger

zeigte uns mit seiner Frau einfache Kreistänze. Auch einer der Ältesten mit 93 Jahren tanzte mit, und die Kinder spielten mit den Geschenken und mit dem Dreidel. Für die Passanten draußen am Brixener Hof bot sich durch die großen Fenster ein Blick auf die große Chanukkia, die das Licht und die Botschaft nach außen trug, dass wir uns an das Wunder von Chanukka erinnern. *Dr. Cäcilie Ruderer*

Mazal Tov

Im „Klub Schalom“ gratulieren wir unseren Senioren zum Geburtstag und zu Jubiläen, oft beim Kiddusch, mit einem Geschenk und mit einer Flasche israelischem Wein. Unvergesslich wurde die Geburtstagsfeier am 14. Januar. Im gemütlichen Gemeindegarten waren 42 Mitglieder versammelt. Als Ehrengäste kamen auch Rabbiner Kochan und die Vorstandsmitglieder Dorina Kuzenko, Irina Gaydar und Jakov Denissenko. Der Leiter des „Klub Schalom“, Volodimir Barsky, begrüßte alle Anwesenden, wünschte ihnen eine gute Gesundheit und deklamierte eigene Gedichte über Glück, Liebe, und über den Frieden. Einen großartigen Beitrag zu dieser Veranstaltung hatte unsere Bibliothekarin Sofia Golková gemacht. Zusammen mit der Köchin Natasha hatte sie einen wunderbaren Tisch



Gedenkfeier in Regensburg.

mit Kuchen, israelischen Spezialitäten, Früchten, Kaffee und Tee gedeckt. Danke auch an den Musiker Alexander Rolnik. Von Anfang bis Ende erklangen fröhliche Melodien. Spannend verlief ein Wettbewerb über die Bundesländer und ihre Hauptstädte. Der Gewinner Simon Zavelev wurde mit einem Preis belohnt. Es herrschte eine zwanglose Familien-Atmosphäre.

Volodimir Barskyy

Gedenktag

In einer würdigen Gedenkstunde erinnerte die Jüdische Gemeinde Regensburg am 27. Januar an die Befreiung von Auschwitz vor 80 Jahren. Oberbürgermeisterin Gertrud Maltz-Schwarzfischer begrüßte die Besucher und warnte vor wachsendem Antisemitismus. Bezirkstagsvizepräsident Thomas Thumann betonte die Solidarität mit der Jüdischen Gemeinde. Ilse Danziger, die Vorsitzende der Gemeinde, begann ihr Grußwort mit einem Zitat: „Wer die Vergangenheit nicht kennt, kann die Gegenwart nicht verstehen und die Zukunft nicht gestalten.“ Helmut Kohl habe dies in seiner Rede im Deutschen Bundestag 1995 gesagt. 1995 habe der damalige Bundespräsident Roman Herzog diesen heutigen Gedenktag eingeführt. Wir sollten gedenken und uns erinnern und überlegen, dass solches schreckliche Tun, das zum Holocaust führte, nie wieder geschehe. Konkrete Maßnahmen seien zu ergreifen, vor allem Bildungsarbeit und Aufklärung an Schulen und Hochschulen, wie an der OTH Regensburg, an der die Vortragsreihe „Aspekte des Antisemitismus“ installiert wurde. „Antisemitismus ist keine Meinungsäußerung. Antisemitismus ist ein Verbrechen“, erklärte Danziger. Thomas Muggenthaler präsentierte einen ergreifenden Zeitzeugenbericht von Irma Caso. Die einzelnen Redebeiträge wurden durch einfühlsame Musikstücke des Sojka-Quartetts aus Pilsen begleitet. Zum Abschluss betete Rabbiner Bloch zwei Psalmen und das El male rachamim.

Roland Hornung

Kaschrut

Am 12. Februar organisierte die Gemeinde ein Treffen mit Mitgliedern der Regensburger Gruppe „Religions for Peace“ (RfP). Seit ihrer Gründung 1970 engagiert sich RfP für internationale Friedenspolitik und zivilgesellschaftliche Verantwortung zum Gemeinwohl aller Menschen. Die Mitglieder von RfP, Menschen verschiedener Religionsgemeinschaften, treffen sich regelmäßig zu thematischer Arbeit an einem jährlich wechselndem Jahresthema. Diesmal beschäftigte sich die Gruppe mit unseren Kaschrut-Regeln. Zum Gespräch

dazu sind 25 Teilnehmer in unsere Gemeinde gekommen. Dabei waren auch die Gemeinde-Vorsitzende Ilse Danziger und alle Vorstandsmitglieder. Volodimir Barskyy begrüßte alle Anwesenden und betonte, dass die Kaschrut eine große Rolle im Judentum spielt. „In der neuen Synagoge“, erklärte er, „haben wir viele Möglichkeiten, alle Kaschrut-Regeln vollständig zu erfüllen. Zum Beispiel haben wir eine koschere Küche für Pessach.“ Hier gibt es alles, um den Sederabend erfolgreich durchzuführen. „Drei Köchinnen kochen Speisen mit koscheren Lebensmitteln zu den jüdischen Festen“, sagte Barskyy und ergänzte: „Unser Rabbiner Bloch beaufsichtigt die Küche, er macht eine großartige Arbeit.“ Das Hauptreferat hielt der junge Rabbiner Kochan. Er nannte die Tiere, die koscher sind. Er erklärte auch das Gebot, milchige und fleischige Speisen nicht zusammen zu essen, und dass ein Tier nur koscher ist, wenn es rituell geschlachtet wird. Die Gäste stellten viele Fragen und bedankten sich für die interessanten Informationen.

Schmonzes und Chuzpe

Die musikalisch umrahmte Lesung mit dem bekannten Schauspieler und BR-Sprecher Christian Jungwirth aus Murnau und dem Mesinke-Quartett aus Schwaben begeisterte auch unsere Gemeindemitglieder. Organisiert vom „Freundeskreis der Jüdischen Gemeinde Regensburg e.V.“, begrüßte Susanne Kraft, die zweite Vorsitzende des Vereins, die Gäste und führte in die Thematik ein. Im Programm der Musiker von Mesinke drehte sich alles um den Humor. Sie präsentierten neben Texten bekannter jüdischer Autoren beißende Kabarett-Einlagen und mitreißende Klezmer-Melodien. Mit ihrer Mischung aus Klezmer, Folk, Jazz, Klassik und Pop bezauberte das Ensemble Mesinke das gesamte Publikum. Mesinke wurde 1991 in Krumbach/Schwaben gegründet und zählt heute zu den ältesten Klezmerbands in Deutschland.



Roland Schmid gewann den Siegerpokal.

Schnellschach-Meisterschaft

Roland Schmid von der SG Post/Süd Regensburg heißt der Sieger, der von der Jüdischen Gemeinde veranstalteten Schnellschach-Meisterschaft. Er tritt damit die Nachfolge seines Vereinskollegen Jens-Uwe Pohl-Kümmel an, der die Jahreswertung der Turnierserie 2023 gewinnen konnte. Zwei der vier Turniere, die 2024 gespielt wurden, gewann Roland Schmid souverän und legte damit den Grundstein zu seinem Erfolg, und er konnte sich neben dem Siegerpokal über ein Preisgeld von 120 Euro freuen. Für Lennart Uphoff vom SC Bavaria Regensburg, der das Turnier im November gewinnen konnte, reichte es zum 2. Platz in der Gesamtwertung. Eng war die Rangfolge auf den nächsten Plätzen. Dabei sicherte sich Lucas Schmechtig mit knappem Vorsprung den 3. Platz vor Illya Isakov und Peter Oberhofer, alle vom SC Bavaria, auf den Plätzen vier und fünf. In den Kategoriewertungen siegte Illya Isakov bei den Jugendlichen U18. Peter Oberhofer gewann bei den Senioren Ü60, und Kateryna Bliznakova gewann die Frauenwertung. Die Jüdische Gemeinde plant auch im Jahr 2025 die dritte Auflage dieser Turnierserie.

Peter Oberhofer



Schmonzes und Chuzpe in Regensburg.



Werke der Teilnehmer des Malkurses in Straubing.

STRAUBING

Malkurs

Am 20. November luden wir alle Kinder zum Malen und Basteln mit Wasilissa Guman in die Gemeinde ein, auch um eine Ausstellung für Chanukka vorzubereiten. Die Kinder waren mit Feuereifer bei der Sache, und auch einige Erwachsene wollten sich künstlerisch betätigen. Als Belohnung für ihren Eifer erhielten alle Teilnehmer ein Geschenk.

Chanukka-Konzert

Ein ganz besonderer Nachmittag war für alle Besucher das Konzert von Svetlana Portnynskaja. Mit ihren Chanukka-Liedern und bekannten jiddischen und hebräischen Stücken begeisterte sie die Gäste, die auch mitsangen und sogar mitanzten. Nach dem Konzert zündeten wir Chanukka-Kerzen an und ließen den Abend bei traditionellen Speisen und Getränken ausklingen.

Eine weitere Chanukkafeier erfreute vor allem die Kinder und Jugendlichen der



Chanukka-Familienfeier in Straubing.

Gemeinde, aber auch die Eltern und Großeltern kamen auf ihre Kosten. Am 29. Dezember fand unter der sehr professionellen Leitung unseres Mitglieds Elena Solovei eine Feier für Familien mit Kindern statt. Auf dem Programm standen unter anderem interaktive Spiele, Ballonmodellage und Kinderschminken. Anschließend wurden gemeinsam die Chanukkalichter angezündet und es gab für alle Schmalzgebäck.

Das Landestheater Niederbayern veranstaltete zum Holocaust-Gedenktag eine Lesung mit Lyrik jüdischer Autoren.

WEIDEN

Am 8. Dezember fand bei uns die zweite Ausstellung mit Werken der Teilnehmer der Kunsttherapiegruppe statt. Kunsttherapie ist eine wunderbare Möglichkeit für ältere Gemeindemitglieder, ihre kreativen Fähigkeiten zu entfalten, ihre Stimmung zu verbessern und ihre Feinmotorik zu trainieren. Diese Tätigkeit kann Stress reduzieren und Freude bringen. Gemeinsames kreatives Arbeiten stärkt den Gemeinschaftssinn und beugt Einsamkeit vor.



Ausstellung mit Werken der Teilnehmer der Kunsttherapiegruppe in Weiden.

Am 18. Dezember fuhren wir mit unseren Mitgliedern zur Jüdischen Gemeinde Hof, wo uns Rabbiner David Goldberg empfing und uns die Gemeinde zeigte. Er arbeitet bereits seit 30 Jahren in Hof. Rabbiner Goldberg führte sehr herzliche und interessante Gespräche mit unserer Gruppe. Er zeigte uns eine der Torarollen, die in der Synagoge aufbewahrt werden und erzählte die Geschichte eines Mädchens aus Hof, das während des Krieges diese Tora versteckte und rettete. Die Familie ging dabei ein großes Risiko ein, und sie gab die Tora nach dem Krieg der Gemeinde zurück. Das Leben des Mädchens, Doris Weber, entwickelte sich auf wundersame Weise. Sie führte ein langes und erfolgreiches Leben, wurde Bürgermeisterin von Hof und war eine sehr angesehene Persönlichkeit.

Im Januar besuchte uns Dr. Ludwig Spaenle, der Antisemitismus-Beauftragte der Bayerischen Staatsregierung, in der Gemeinde in Weiden. Begleitet wurde er vom Landtagsabgeordneten Stephan Oetzinger und den lokalen CSU-Vertretern Benjamin Zeitler und Stephan Gollwitzer. Vor Ort trafen sie auf den Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde, Leonid Shaulov, sowie auf Werner Friedmann und Pfarrer Alfons Forster von der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit. Während des Treffens berichteten Vertreter der jüdischen Gemeinde über ihre aktuelle Situation und betonten die Bedeutung des interreligiösen Dialogs. Zudem wurde über die Notwendigkeit gesprochen, dem Antisemitismus an Hochschulen stärker entgegenzutreten. Dr. Spaenle und MdL Oetzinger wiesen darauf hin, dass im neuen Hochschulrecht Instrumente geschaffen werden sollen, um bei antisemitischen Vorfällen angemessen reagieren zu können. Der Besuch unterstrich die Bedeutung des Dialogs zwischen den verschiedenen Religionsgemeinschaften und die Notwendigkeit, gemeinsam gegen Antisemitismus vorzugehen.

Marina Jurowetzkaja

Vorstandswahlen

Die Mitglieder der Würzburger Gemeinde wählten auf ihrer Generalversammlung am 30. März den Gemeinde-Vorstand neu. Als erster Vorsitzender wurde Dr. Josef Schuster in seinem Amt bestätigt. Auch die Vorstandsmitglieder Alexander Geybuch, Edvard Kovalerchuk und Vladlena Vakhovska wurden in ihren Ämtern bestätigt. Neu in den Vorstand gewählt wurde Aleksandr Veys.

Sozialarbeit

Die Jüdische Gemeinde bietet den Mitgliedern viele Betreuungsprojekte, die auf die unterschiedlichen Bedürfnisse und Altersgruppen zugeschnitten sind. Unsere regelmäßigen Treffen bilden das Herzstück unseres Programms. Einmal pro Woche kommen Senioren und Holocaust-Überlebende zusammen, um sich auszutauschen, Freundschaften zu pflegen und gemeinsam Zeit miteinander zu verbringen. Diese Treffen bieten eine willkommene Gelegenheit, soziale Isolation zu durchbrechen und ein aktives Gemeinschaftsleben zu fördern. Bei diesen Zusammenkünften gibt es neben geselligem Beisammensein auch kulturelle und pädagogische Angebote, wie Vorträge, musikalische Darbietungen oder kreative Workshops. Diese Aktivitäten tragen dazu bei, Körper und Geist zu stärken und gleichzeitig kulturelle und religiöse jüdische Traditionen lebendig zu halten.

Mittagstisch

Ein Highlight ist unser gemeinsamer Mittagstisch, der jeweils einmal im Monat stattfindet. Hierbei kommen unsere Senio-

ren in einer familiären Atmosphäre zusammen, um köstliche Gerichte zu genießen, die mit Liebe und Sorgfalt in unserer koscheren Küche zubereitet wurden. Der Mittagstisch ist nicht nur eine Möglichkeit, ein gutes Essen zu genießen, sondern auch ein Moment, um sich auszutauschen, Erinnerungen zu teilen und neue Kontakte zu knüpfen.

Nachbarschaftshilfe

Das Projekt „Nachbarschaftshilfe“ in Trägerschaft des Jüdisch-soziokulturellen Vereins ist ein weiteres essenzielles Element unserer Betreuung. Mit diesem Projekt stellen wir sicher, dass Senioren und Holocaust-Überlebende im Alltag unterstützt werden. So helfen ehrenamtliche Helfer bei Besorgungen, sie begleiten bei Arztbesuchen oder leisten einfach Gesellschaft. Diese Unterstützung trägt dazu bei, den Alltag zu erleichtern und gleichzeitig ein Gefühl von Verbundenheit und Sicherheit zu vermitteln. Zurzeit haben wir 11 Personen in unserem Helferteam, die bei Bedarf im Bereich der hauswirtschaftlichen Versorgung eingesetzt werden können.

Chewra Kadischa

Ein wichtiges Projekt ist auch unser Besuchsdienst für kranke Gemeindemitglieder. In diesem Jahr möchten wir dieses Projekt neu aufstellen und Ehrenamtliche sollen regelmäßig kranke oder ältere Personen besuchen, ihnen Gesellschaft leisten und sie bei alltäglichen Herausforderungen unterstützen.

Danke

Dieses breite Spektrum an Angeboten wäre ohne die Unterstützung unserer Ehrenamtlichen nicht möglich. Daher

danken wir allen, die mit ihrem Einsatz und ihrer Großzügigkeit dazu beitragen, dass unsere Senioren ein erfülltes und würdevolles Leben führen können.

Auch 2025 wollen wir mit unseren Ehrenamtlichen für diese besonderen Menschen da sein und ihnen einen würdevollen Lebensabend ermöglichen. Deshalb würden wir uns sehr freuen, wenn wir unser Ehrenamtsteam erweitern könnten, denn gerade in der Arbeit mit Senioren tragen Ehrenamtliche einen großen Teil dazu bei, dass ein „in Würde altern“ gelingt. Gespräche, Spaziergänge, gemeinsames Singen – einfach für einander da sein, das ist es, was diese Menschen wirklich brauchen.

Sonntagsschule

Auch für die jüngeren Mitglieder der Gemeinde gibt es eine Fülle von Aktivitäten, die darauf abzielen, sie mit ihrer jüdischen Identität vertraut zu machen und eine starke Bindung zur Gemeinde aufzubauen. Regelmäßiger Unterricht in unserer Sonntagsschule und Feiern zu jüdischen Festen wie Purim oder Chanukka bieten den Kindern die Möglichkeit, ihre religiösen Traditionen kennenzulernen, sich auf spielerische Weise mit ihren jüdischen Wurzeln auseinanderzusetzen und gleichzeitig neue Freundschaften zu knüpfen.

Familienclub

Seit zwei Jahren gibt es einen jüdischen Familienclub, eine Elterninitiative, die verschiedene Projekte für Kinder und Eltern in unserem Gemeindezentrum neu etabliert hat. Dieser Club öffnet jeden Sonntag seine Tore. Kinder und Eltern schauen vorbei und freuen sich an den angebotenen Aktivitäten. Jeden Dienstag und Donnerstag findet ein Selbstverteidigungskurs für Kinder statt, ein weiterer Kurs für Kinder soll in diesem Jahr dazu kommen.

Jugendzentrum

Auch für Jugendliche und junge Erwachsene bietet die Gemeinde eine Vielzahl von Aktivitäten an, die darauf hin ausgerichtet sind, die Heranwachsenden in ihrer persönlichen Entwicklung zu unterstützen. Es finden regelmäßig Freizeitaktivitäten, wie Ausflüge, Sportveranstaltungen und Filmabende, statt, um den Jugendlichen eine Möglichkeit zum gemeinsamen Spaß und zur Entspannung zu bieten. Neben den religiösen und Bildungsaktivitäten spielen auch soziale Treffen eine wichtige Rolle im Gemeindeleben. Regelmäßige gemeinsame Mahlzeiten nach dem Gottesdienst, Feiern zu jüdischen Festen und gesellige Veranstaltungen, wie Picknicks und Grillabende, bieten den jungen Mitgliedern der Ge-



Purimfest für die Würzburger Kinder.

meinde die Möglichkeit, sich in einer lockeren Atmosphäre zu treffen, neue Freundschaften zu schließen und gemeinsam schöne Momente zu erleben.

Die Jüdische Gemeinde setzt sich das Ziel, ihre soziale Betreuungsarbeit weiter auszubauen, um die Lebensqualität ihrer Mitglieder zu verbessern. Dies umfasst die Stärkung der Unterstützung für ältere, bedürftige und neu zugezogene Gemeindeglieder durch die Erweiterung sozialer Dienste, die Förderung von Begegnungs- und Hilfsangeboten sowie die Intensivierung der ehrenamtlichen Nachbarschaftshilfe. Ein besonderer Wert soll aber auf eine kulturell und religiös angemessene Unterstützung der Mitglieder gelegt werden.

Erika Frank

Konrad Schweser – ein Gerechter aus Unterfranken

Am 27. Januar fand im Shalom Europa eine Gedenkveranstaltung zum Holocausttag statt. Der Tag erinnert an die Befreiung des KZ Auschwitz vor 80 Jahren. Erinnert wurde in diesem Jahr an Ilse Totzke, Claire Barwitzky, Anastasia und Severin Gerschütz sowie an Konrad Schweser, alle aus Unterfranken, die unter Einsatz ihres Lebens Juden vor dem sicheren Tod bewahrten und von Yad Vashem als „Gerechte unter den Völkern“ geehrt wurden.

Konrad Schweser, ein Ochsenfurter Bauingenieur, wurde 1899 in Sulzfeld geboren, 1940 kam er zur „Organisation Todt“. In der Organisation kamen vielfach Zwangsarbeiter, Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge in den besetzten Gebieten in Polen und in der Ukraine zum Einsatz. Bereits im Juni 1940 wurde Schweser zum ersten Mal mit den Gräueltaten der Nazis im Ghetto von Łódź konfrontiert.

Im November 1941 wurde Schweser in der Ukraine Verantwortlicher für die Erschließung des Landes und des Eisenbahnbaus. Zu schwerster körperlicher Arbeit wurden dafür vor allem russische Kriegsgefangene und Juden gezwungen. Die, die nicht arbeitsfähig waren, ließ die SS erschießen. Gegen diese Erschießungen protestierte Schweser heftig und behauptete, diese Menschen als Arbeitskräfte zu benötigen. Er verhalf auch einer Familie zur Flucht und wurde deswegen vor dem Kriegsgesicht angeklagt, später jedoch aus Mangel an Beweisen freigesprochen.

Im Juni 1943, bei der Auflösung eines Lagers in der Ukraine, versteckte er sechs Kinder vor der SS in einem Waisenhaus in der Ukraine. Mindestens 44 Juden wurden von ihm gerettet. Dafür wurde Konrad Schweser 1968 von der Internationalen Holocaustgedenkstätte Yad Vashem als „Gerechter unter den Völkern“ aus-



Der „Judenretter“ Konrad Schweser.

Foto: Luise Schweser

gezeichnet und nahm kurze Zeit später im Kreise der von ihm geretteten Juden die Auszeichnung in Jerusalem entgegen. Der von ihm gepflanzte Baum ist noch heute in der „Allee der Gerechten“ zu sehen.

„Wir haben große Arbeit geleistet“, betonte Alexandra Golosowskaia, Vorstandsmitglied der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit. „Ich freue mich sehr, dass diese Veranstaltung mit nahezu 200 Besuchern auf so große Resonanz gestoßen ist.“ Nach der Begrüßung durch den evangelischen Vorsitzenden, Pfarrer Daniel Fenske, der Vorstellung der Gedenkstätte Yad Vashem durch Burkard Fleckenstein und Rachel Bloch und der eingangs genannten vier posthum von Yad Vashem Geehrten durch Gisela Umbach, zeichnete Annette Taigel, Geschäftsführerin der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, die Geschichte von Konrad Schweser detailliert nach. Illustriert mit Bildern, schilderte sie Schwesers Leben und las zusammen mit Alexandra Golosowskaia aus einem bewegenden Brief von Luisa Schorr, einer der Geretteten.

Die musikalische Umrahmung durch Sa-

xophonist Cornelius Wunsch verlieh dem Abend eine besondere Atmosphäre. Der Vortrag stützte sich in erster Linie auf Material, das der Gesellschaft von der Gedenkstätte Yad Vashem zur Verfügung gestellt worden war. Auch hatte Annette Taigel längere Gespräche mit Luise Schweser geführt, der betagten Tochter des Geehrten und langjähriges Mitglied der Gesellschaft.

Podiumsgespräch in Karlstadt

Der Integrationsbeirat der Stadt Karlstadt hatte Anfang Februar Vertreter des Christentums, des Islams und des Judentums ins Johanna-Schöner-Gymnasium in Karlstadt eingeladen. Rachel Bloch, die seit Oktober 2024 bei uns im Jüdischen Museum tätig ist, hat die Jüdische Gemeinde bei dem Podiumsgespräch vertreten.

Einladungen waren die zehnten und elften Klassen des Gymnasiums sowie Vertreter der Politik und Gäste aus verschiedenen kulturellen Vereinen aus Karlstadt. Der interkulturelle Austausch sollte nicht nur Gemeinsamkeiten zwischen den Religionen aufzeigen, sondern dem überwiegend christlich geprägten Publikum auch darlegen, dass viele Strukturen anderer Religionen weniger festgefahren sind, als manche vielleicht denken. So hat Rachel Bloch über ihr „jüdisch sein“ als ihren Anker berichtet und die Gemeinde als ihr zweites Zuhause beschrieben. Auch die beiden anderen Vertreter schilderten ihre Religion als friedlich und wichtig.

Während der gesamten Veranstaltung zeigten die Teilnehmer ein großes Interesse an der Gesprächsrunde und beteiligten sich engagiert an den Diskussionen. Die Veranstaltung stieß auf große Resonanz und regte zu einem offenen, respektvollen Austausch über religiöse Vielfalt und Gemeinsamkeiten an. Zum Abschluss der Veranstaltung wurden den Teilnehmern noch folgender Gedanke als Wegbegleiter mitgegeben: „Behandelt die Menschen einfach so, wie ihr selbst behandelt werden wollt, und dann ist alles gut.“

Erika Frank



Podiumsgespräch mit Rachel Bloch in Karlstadt.

Mein schönstes Gedicht

Mascha Kaléko zum 50. Todestag

Von Daniel Hoffmann

Mascha Kaléko, die Autorin des berühmten, 1933 erschienenen „Lyrischen Stenogrammheftes“, verstarb vor 50 Jahren 67-jährig in Zürich. Ihr literarischer Ruhm stammt aus einer Zeit, die bereits beinahe ein Jahrhundert zurückliegt, aus der Zeit der Weimarer Republik. Dem literarischen Stil, der dieses Zeitalter prägte, die „Neue Sachlichkeit“, wird auch Mascha Kaléko zugerechnet. „Verse vom Alltag“ ist der Untertitel ihres „Lyrischen Stenogrammheftes“. Die Weimarer Republik brachte, wie Siegfried Kracauer es damals in einem soziologischen Essay analysierte, den Typus des Angestellten hervor, der mit der klassischen Literatur nicht mehr viel anzufangen wusste. Mascha Kaléko gehörte zu den Autoren, die diesem Typus eine literarische Gestalt gaben.

Wer war Mascha Kaléko? Joseph Brodsky hat in seinen „Erinnerungen an Petersburg“ geschrieben, dass die Biografie eines Schriftstellers in seinen Sprachwindungen enthalten sei. Den meisten Lesern aber, zumal aus der großen Masse der Angestellten, fehlt die Zeit und die Muße, sich so intensiv mit Literatur zu beschäftigen, dass sie sich aus der Sprache eines Schriftstellers etwas über seine Gestalt oder seine Persönlichkeit herauslesen könnten. Sie gehen vielmehr den umgekehrten Weg. Sie schauen sich den Autor an und von seiner Persönlichkeit aus versuchen sie sein Werk zu verstehen. Zu Mascha Kalékos 50. Todestag hat sich der Münchener dtv-Verlag, in dem ihre Werke seit vielen Jahrzehnten erscheinen, etwas Besonderes einfallen lassen, um die Dichterin und ihr Werk zu würdigen. Er hat einen Dichter unserer Gegenwart, Daniel Kehlmann, gebeten, aus Kalékos Werk eine Auswahl nach seinen Vorstellungen zu treffen, sein Bild von ihrer Dichtergestalt, wie sie sich in ihrem Werk manifestiert, den Lesern zu präsentieren.

Daraus ist etwas ganz Wunderbares entstanden, denn Kehlmann hat die von ihm ausgewählten Gedichte und Prosatexte Mascha Kalékos zu einem Porträt ihrer Dichtkunst ausgestaltet oder komponiert. In seinem Vorwort hat Kehlmann Kalékos bewegte und bewegende Biografie nachgezeichnet, ihre Geburt am 7. Juni 1907 in einer galizischen Stadt als Golda Malka Aufen, die Übersiedlung der Familie zu Beginn des Ersten Weltkrieges nach Deutschland, um den antisemitischen Pogromen in ihrer Heimat zu entfliehen, das Leben von 1918 an im Berliner Scheu-



nenviertel, die Emigration nach New York 20 Jahre später sowie das ganze Elend der Emigration, das sie bis zum Ende ihres Lebens am 21. Januar 1975 prägen wird.

Mascha Kaléko heiratet 1928 den Journalisten Saul Kaléko, dessen Namen sie für ihre literarischen Publikationen behielt, nachdem sie sich 1938 von ihm scheiden ließ, um den Komponisten Chemjo Vinaver zu heiraten. Mit ihm hatte sie den 1936 geborenen Sohn Steven. Mascha Kaléko hat alle drei überlebt. Die Trauer über den Verlust des Sohnes, der 1968 starb, und des Ehemannes, der im Dezember 1973 starb, hat ihrem Leben und ihrem Werk, die stets von einer feinen Melancholie durchzogen waren, eine Bitterkeit verliehen. Aus dieser späten Zeit stammt auch das Gedicht, das Kehlmann seiner Auswahl vorangestellt hat. „Mein schönstes Gedicht ...? / Ich schrieb es nicht. / Aus tiefsten Tiefen stieg es. / Ich schwieg es.“ Dieses Gedicht ist eigentlich ein Epigramm, gehört also zu jener bereits in der Antike verwendeten Form des kurzen Sinngedichtes.

Im 20. Jahrhundert wurde diese Gedichtform selten verwendet. Im 19. Jahrhundert jedoch hat Kaléko, die in den Nachkriegsjahren zahlreiche Epigramme verfasste, einige berühmte Dichter als ihre Vorläufer, darunter Eduard Mörike und Franz Grillparzer. Nach Johann Gottfried

Herders Essay über das Epigramm zeichnet dieses eine energische Sprache aus, in der kein Wort müßig stehen darf. Es ist aus einem Gesichtspunkt gearbeitet und enthält eine besondere Form literarischer Energie. Alles das trifft auf Kalékos Sinngedicht über ihr Dichten zu. Man darf es deshalb nicht, obwohl es an den Anfang der Auswahl gesetzt ist, als Maßstab zur Beurteilung der folgenden Gedichte und Prosa verwenden, sondern sollte es als tief sinnige Einsicht in Kalékos lyrisches Universum, das über das sachliche Stenogrammheft hinausgeht, verstehen.

Kehlmann zitiert gegen Ende seines Vorwortes den Schriftsteller Horst Krüger, der in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung zu Kalékos Tod schrieb: „Natürlich gehört ein solches Leben: wie es aufbrach, kurze Zeit blühte, sich ducken musste und dann über Jahrzehnte eigentümlich verrann in lauter freundlichen Verlegenheiten, zu den Spätfolgen des deutschen Faschismus. Es ist ein jüdisches Schicksal zu beklagen – was denn sonst!“ Kehlmann ist in seiner Auswahl jedoch nicht der Chronologie von Kalékos Lebensgang, wie ihn Krüger prägnant zusammenfasst, gefolgt, er hat diesen Gang vielmehr in Motive und Themen unterteilt, wie sie jedes Menschenleben bestimmten. In den einzelnen Kapiteln sind deshalb Gedichte aus allen Lebensphasen zu einem bestimmten Thema zusammengestellt.

Das Kompositionsmuster Kehlmanns beginnt beim Thema „Nacht“ und dem „Warten auf den Morgen“. Das ist der einfache Ablauf der jüdischen Tage, die laut dem biblischen Schöpfungsbericht am Abend beginnen und nach der Nacht in den Tag übergehen. Während Kaléko im Gedicht von 1930 in der schlaflos verbrachten Nacht „von den schiefergrauen / Dächern junge Katzen miauen“ hört, erwacht sie im Gedicht „New York, halbdrei“ von 1945 vom Schrei ihres Herzens. „Mich hat ein Traum erschreckt. / Das hinterlistige Tier, / Der tags verscheuchte Kummer streckt / Die Fänge aus nach mir.“ Im nächsten Kapitel steht jedoch die Liebe im Vordergrund, das ewige neue Thema von Zweisamkeit und Einsamkeit. Der ganz alltägliche Alltag des Großstadtmenschen mit seinem Arbeits- und Familienleben, seinem sozialen Leben, seinen Liebesgeschichten, angefüllt mit Hoffnungen, Erwartungen und Enttäuschungen zeichnen Kalékos Stenogrammheft der Weimarer Republik aus.

Das Politische des jüdischen Schicksals, das sich im vierten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts unausweichlich in die Lebensläufe hineindrängt, wird auch für Mascha Kaléko zum Thema ihres Dichtens. „Wir haben keinen Freund auf dieser Welt“, die Anfangszeile des 1937 geschriebenen Gedichtes „Überfahrt“ steht mit dem Untertitel „Über Refugees“ über dem Kapitel, dessen Gedichte das furchtbare Flüchtlingsdrama in Verse zu fassen versuchen. In „Überfahrt“ gelingt es Kaléko, den traditionellen jüdischen Lebensgang unter dem Zeichen der Flucht zu thematisieren. In der ersten Strophe ist es Gott, der den Flüchtenden als einziger Wegbegleiter und Freund geblieben ist. In der letzten Strophe hingegen ist es der soziale Zusammenhalt der Flüchtenden, „uns bleibt das eine nur: uns sehr zu lieben“, der ihnen als Aufgabe für die Gegenwart und Zukunft zuerteilt worden ist. Hat hier nicht Mascha Kaléko die Grundform des Exodus, des Auszuges aus Ägypten, der mit Gottes Hilfe gelang, um eine neue Gemeinschaft zu schaffen, in ihre Fluchtbewegung eingezeichnet?

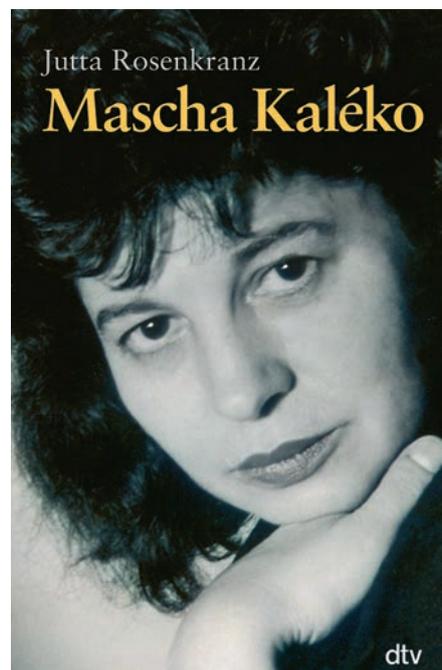
„Auf einer Bank im Central Park“ von 1940 ist dagegen eine Reflexion über die neue Heimat und die verlorene alte Heimat, in der es keinen dem lyrischen Ich bekannten Menschen mehr gibt, der jetzt noch so ist, „wie er war“. Die tiefgreifende Veränderung Deutschlands in der Nazi-Zeit drückt Kaléko durch diese bittere Einsicht aus. Die Sehnsucht nach der alten Heimat ist damit zwecklos geworden. Das Gedicht endet mit dem bedeutsamen Vers „Und du ruhst aus vom lieben Heimatland“.

Das Gedicht „Ursache unbekannt“ ist den jüdischen Schriftstellern gewidmet, die im Exil Selbstmord begingen. Das Wort ist nutzlos geworden, wenn „nur die Faust gewinnt“. Die abschließende Strophe, die rät, „sich selbst davonzulaufen“ oder „dem Leben aus dem Weg zu gehn“, ist von tiefem Pessimismus geprägt. „Hoffnungslos“ ist jedoch, wie Joseph Carlebach, Hamburgs letzter Oberrabbiner bis zur Deportation, gesagt hat, ein unjüdisches Wort. Man kann Mascha Kalékos Gedicht „Kaddisch“, in dem sie die Hoffnungslosigkeit zum Ausdruck bringt, ein jüdisches Leben in Europa angesichts der Vernichtung der Juden zu führen, mit tief empfundener Empathie für die Seelennöte der Dichterin lesen. Wen ergreifen nicht die Verse „Wer wird in diesem Jahr den Schofar blasen“ und der Anruf Gottes „Herr, mög der Bäume Beten dich erreichen“. Das Kaddisch-Gebet, vorwiegend ein Gebet für die Verstorbenen, ist aber letztlich nichts anderes als eine Lobpreisung Gottes, der man sich hoffnungsvoll angesichts des Todes zuwendet. In „Deutschland, ein Kindermärchen“, 1956 zum Heine-Jahr

anlässlich einer Deutschlandreise und in Anlehnung an Heines „Deutschland, ein Wintermärchen“ geschrieben, thematisiert Kaléko die Tragik der deutsch-jüdischen Existenz und der Heimatliebe der Juden zu Deutschland in Versen, die so hell-sichtig und prägnant sind, dass sie zum Erinnerungsschatz jedes Menschen zählen sollten, der sich mit dieser Erfahrung beschäftigt.

Über Heine heißt es: „Er liebte die Heimat, die Liebe, das Leid, / Den Geist und die feine Nüance, / Und war nur ein Deutscher. Ein Deutscher, kein ‚Boche‘. / – Es lebe ‚la petite différence‘!“ Es ist das zweifelhafte Privileg der Juden, dass die Schimpfwörter, die die Völker für ihre Nachbarn geprägt haben, hier „Boche“, nicht für die unter den Nachbarn lebenden Juden gelten. Diese gehören nur auf eine abstrakte Weise zu den Deutschen, sind „nur“ Deutsche, müssen sich das Schimpfwort nicht gefallen lassen.

In die Auswahl der Gedichte sind sechs Prosatexte von Mascha Kaléko eingefügt, Berichte und Impressionen eines jüdischen Lebens im 20. Jahrhundert. Sie umfassen den Zeitraum zwischen 1935 und 1961. Ihre Eckpfeiler bezeichnen, ihren Titeln nach, die historischen Besonderheiten des jüdischen Schicksals der Nazi-Zeit: „Das Tor nach Palästina“ über das Palästina-Amt der Jewish Agency in Berlin und des neuen Staates Israel, „Profanes aus dem Heiligen Lande“, Notizen aus Jerusalem. Während das Palästina-Amt als bei deutschen Juden unbeliebte, wiewohl unentbehrliche Anlaufstelle für die Rettung aus einer unerwartet brutal gewordenen Heimat beschrieben wird, ist das Jerusalem des nunmehr 13 Jahre alt gewordenen jüdischen Staates „so ganz anders“, als man es sich noch gestern und in den Jahrhunderten zuvor vorgestellt hat.



Es ist ein Land und eine Stadt voller Wunder, nicht der schon immer erwarteten und endlich eingetretenen, also der „natürlichen“ Wunder, sondern der „übernatürlichen“, dass nämlich Juden so ganz anders können als bisher erlebt. „Dass diese, den Frieden suchenden Kinder von dazumal, die in dieses Land kamen, um dem Schwert zu entrinnen und den Pflug zu führen, sich im Freiheitskampf als Soldaten und Soldatinnen so heldenhaft bewährten, ist wahrlich ein Wunder.“

In „Die paar leuchtenden Jahre“, einem 1956 in Kassel gehaltenen Vortrag über ihren Werdegang als Lyrikerin in Deutschland, erzählt Mascha Kaléko auch über ihre Gefühle beim Wiedersehen ihrer ehemaligen Heimat. Dieser Prosatext ist ein einzigartiges Dokument über eine verlorene, nur in der Sehnsucht aufbewahrte und nur in ihr weiterleuchtende Heimat, vergleichbar der Erzählung von Anna Seghers „Der Ausflug der toten Mädchen“, in der auch Heimat in ihrer ganzen Schönheit und Wahrheit erst in dem Moment aufglänzt, in der sie als verloren erkannt wird.

„Gibt's das noch: Werder im Blütenschnee ...“ dichtet Mascha Kaléko im New York von 1940. Sie erzählt 1956 ihren Zuhörern von ihrem Spaziergang an der Havel, bei dem ihr vieles bekannt vorkam, die Menschen jedoch fremd, „oft auch andersgeartet“. Die einst so nahe Heimatstadt und ihre Menschen betrachtet sie so, „als säße ich wie ein Zuschauer im Parkett“. Auf die „Bühne“ hat Kaléko, obwohl sie im Nachkriegsdeutschland viele Leser gefunden hat, nicht wieder zurückgefunden.

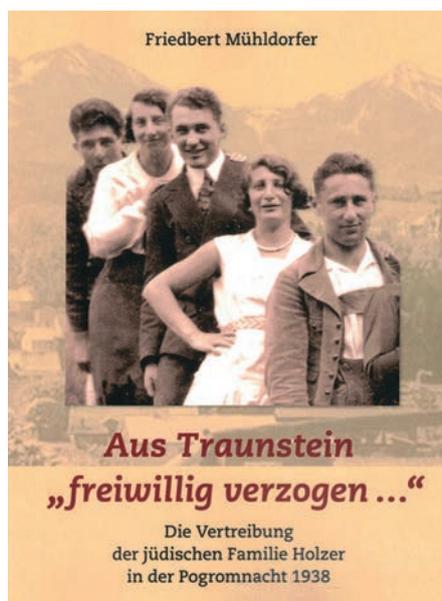
In ihrem Vortrag hat sie auch von ihren ersten Publikationen in Berliner Tageszeitungen gegen Ende der 1920er Jahre erzählt. Die Redakteure, denen ihre Gedichte gefielen, wollten sie eines Tages auch persönlich kennenlernen. Als die junge Frau, mit gerade einmal Anfang Zwanzig, vor die gestandenen Redakteure trat, konnten sie nicht glauben, dass eine so jugendliche Erscheinung so reife, formvollendete Gedichte schreiben konnte. Die jetzt erschienene Werkauswahl vom dtv-Verlag zeigt auf dem Buchcover Mascha Kaléko als ganz junge jüdische Frau, eine faszinierende Erscheinung. Im vorderen und hinteren Buchblock sind ebenfalls Porträts von ihr abgebildet, einmal als junge und dann als reife Frau. Man hat dabei das Gefühl, in ein Gesicht zu schauen, das man sich schon längst aus der Lektüre der Gedichte ins Gedächtnis eingepägt hatte.

Mascha Kaléko: Ich tat die Augen auf und sah das Helle, Gedichte und Prosa, ausgewählt und mit einem Vorwort von Daniel Kehlmann, 256 Seiten, dtv, München 2024, www.dtv.de.

Familie Holzer in Traunstein

Es lag Aufbruchstimmung in der Luft, als der 60-jährige Witwer Abraham Holzer mit seinen Söhnen Berthold und Ludwig aus Stein am Kocher in Baden, wo es zwischen dem 17. und 19. Jahrhundert eine über 100 Personen zählende jüdische Gemeinde gegeben hatte, nach Würzburg zog. Von dort gingen die Söhne Ludwig und Willy 1897 weiter nach Traunstein, in die südostbayerische Provinz. Dort richteten sie ein Gewerbe für Viehhandel ein. 1901 heirateten die beiden die Schwestern Bertha und Fanny Einstein aus Laupheim. 1905 kam der älteste Bruder Berthold, ein Schneider und Kleiderhändler, mit Frau Babette und drei Kindern hinzu. In Traunstein, wo 1890 noch kein einziger Jude registriert war, lebte nun eine zehnköpfige jüdische Familie, die den rituellen Vorschriften treu zu bleiben versuchte. Willy Holzer besorgte sich sogar eine Genehmigung für koscheres Schlachten.

Von Traunstein war es nicht weit zur jüdischen Gemeinde in Salzburg; organisatorisch gehörte man zur Israelitischen Kultusgemeinde in München. Familiäre Verbindung gab es zudem, weil eine dritte Tochter der Familie Einstein, Anna, seit 1907 mit dem Textilhändler Benno Neuburger in München verheiratet war. Der Lehrer und Historiker Friedbert Mühldorfer, der zu Widerstand und Verfolgung im Nationalsozialismus publizierte, unter-



suchte „Die Vertreibung der jüdischen Familie Holzer in der Pogromnacht 1938“, die in den Akten mit Floskeln wie „aus Traunstein abgereist“ und „freiwillig verzogen“ abgetan wurde. Obwohl es kaum Privatfotos gibt, keine persönliche Korrespondenz, eine Zeitzeugenbefragung nach 1945 tunlichst unterblieb und nur das jüngste Familienmitglied Clara Holzer überlebte, trug Mühldorfer Beachtliches zusammen. Er las auch die Erinnerungen von Clara Holzer aus den 1980er Jahren, aufgezeichnet in den USA, wo sie von 1947 bis zu ihrem Lebensende 1996 lebte.

In zehn Kapiteln behandelt Mühldorfer das neue Zuhause Traunstein, den Stimmungsabfall ab 1933, den Schauprozess gegen Max Holzer 1937 wegen angeblicher „Rassenschande“, die Pogromnacht vom 9. November 1938, die Flucht der Holzers nach München und ihre Deportation in den Tod. Geblieben ist ein Foto junger Familienmitglieder vom Ende der 1920er Jahre, nicht ahnend, was ihnen allen bevorstehen sollte, und dass die Mitglieder und Gefolgsleute der Traunsteiner NSDAP nahezu unbeschadet aus den bescheidenen Vorstößen in Spruchkammerverfahren in Traunstein und Erding hervorgingen.

Nichts sagt mehr über das politische Klima der zehn Kilometer östlich des Chiemsees gelegenen Stadt in Oberbayern aus als das Wahlergebnis der Oberbürgermeisterwahl von 1952. Sieger wurde der Jurist Josef Kößl, der sich schon vor 1933 der SA und der NSDAP angeschlossen hatte. Er setzte sich auf der Liste Unabhängiger Wähler gegen den CSU-Kandidaten Rupert Berger und SPD-Mitglied Hans Dierl, zwei Verfolgte des NS-Regimes, durch.

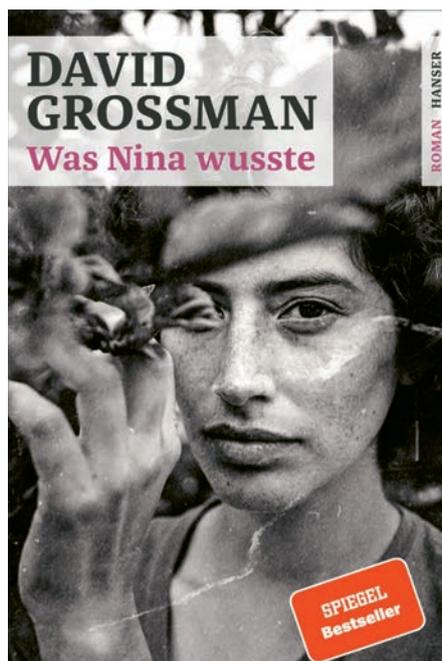
Ellen Presser

Friedbert Mühldorfer: *Aus Traunstein „freiwillig verzogen ...“*. Die Vertreibung der jüdischen Familie Holzer in der Pogromnacht 1938, 208 Seiten, Liliom Verlag, Waging am See 2024, www.liliomverlag.de.

Was Nina wusste

Ein guter Roman kann sich dadurch auszeichnen, dass die Lektüre konzentrierte Aufmerksamkeit erfordert und den Leser emotional berührt. Beides zusammen führt zu Einsichten und Erkenntnissen in einer Intensität, wie sie ein Sachbuch nicht leisten kann. In besonderem Maße gilt dies für David Grossmanns Familiengeschichte „Was Nina wusste“ aus dem Jahr 2020. Es ist sinnvoll, sich zunächst die Konstellation der Hauptakteure des Romans zu vergegenwärtigen: Vera und Tuvia sind beide in zweiter Ehe verheiratet. Aus den jeweiligen ersten Verbindungen stammen Tuvias Sohn Raphael und Veras Tochter Nina. Raphael und Nina heiraten und haben eine Tochter, Gili, die als Ich-Erzählerin durch das Geschehen führt.

Ort der Handlung ist zunächst ein Kibbuz. Raphael ist 15 Jahre alt und hat kurz zuvor seine Mutter verloren, was sein psychisches Gleichgewicht durcheinandergebracht hat. Immer wieder gerät er in Raufereien mit anderen. Kurze Zeit später kommt Vera in den Kibbuz. Sie stammt aus Kroatien, spricht etwas gebrochen Hebräisch und bringt ihre Tochter Nina



mit. Vera und Tuvia heiraten und Raphael und Nina verlieben sich ineinander und haben zusammen ein Kind, Gili. Es dauert nicht lange, da läuft Nina ohne ersichtlichen Grund davon. Raphael sucht sie

verzweifelt und findet sie in Jerusalem. Doch wieder hält sie es nicht lange bei ihm, ihrer Mutter und deren neuem Ehemann aus. Erst an Veras 90. Geburtstag, der mit einem großen Fest gefeiert wird, taucht sie wieder auf, sieht schlecht aus, erregt durch ihr exaltiertes Verhalten Aufsehen und erzählt, dass sie Demenz habe, was Vera nicht glauben mag. Man beschließt, zu viert – Vera, Nina, Raphael und Gili – in die Heimat Veras und die ihres ersten Mannes Miloš zu fahren, um vor Ort die Familiengeschichte zu erkunden und darüber einen Film zu drehen. Vera erzählt voller Gefühlsausbrüche, wie sie Miloš kennenlernte und welche glückliche Zeit sie mit ihm verbrachte – bis zu dem Tag, an dem er wegen des Vorwurfs stalinistischer Agententätigkeit gegen das jugoslawische Tito-Regime verhaftet wurde und sich im Gefängnis das Leben nahm. Vera wurde vor die Wahl gestellt: Entweder sie bestätigt den Vorwurf und kommt zusammen mit der 6-jährigen Nina frei oder aber Nina wird „auf die Straße“ geschickt und Vera verhaftet. Aus Liebe zu Miloš, der in ihren Augen kein Verräter

war, und aus Überzeugung, bei der Wahrheit bleiben zu müssen, entscheidet sie sich für die Verhaftung und damit gegen Nina, die ihr das nie verziehen hat.

Die Reise der vier Protagonisten ist zunehmend von emotionalen Ausbrüchen begleitet, vor allem, als sie die Gefangeneninsel Goli Otok besuchen, wo Vera fast drei Jahre unter schrecklichen Bedingungen leben musste. Gili und Raphael, der früher als Filmemacher gearbeitet hat und Gili sein *script girl* nennt, drehen einen Film über diese Reise. Symbolträchtig geraten sie in ein heftiges Unwetter und Nina verletzt sich. Bevor sie die Insel verlassen können, wirft Nina den Rucksack mit den Filmkassetten ins Meer. Doch Gili hat nicht nur den Film mitgedreht, sondern auch mehrere Hefte mit Notizen vollgeschrieben. Sie blieben erhalten. Der Roman endet damit, dass Gili ihre Tochter erwähnt, die sie Nina genannt hat.

Grossmanns Ich-Erzählerin führt uns zu Beginn des Romans in eine Zeit, in der sie noch gar nicht am Leben war und von der sie von ihrem Vater Raphael erfahren hat. Die Erzählgegenwart setzt dann mit Veras Geburtstagsfest ein. Auch später werden immer wieder Details nachgetragen. Vera und Nina bekommen dabei das Wort und erzählen von ihrer jeweiligen Vergangenheit; im Fall von Vera ist das ihr Verhältnis zu ihrem ersten Mann und ihre Gefangenschaft, im Fall von Nina sind das Szenarien als Straßenkind, als Prostituierte und als Mitarbeiterin in einer Forschergruppe in der Arktis. Grossmann präsentiert keinen chronologisch angelegten *plot*, sondern eine Art *patchwork*, bei dem der Leser intellektuell und emotional gefordert ist, um Erzählgegenwart, erzählte

Vergangenheiten, Filme, Zukunftsvisionen und die jeweiligen Welten miteinander zu verknüpfen.

Der Leser „weiß“ am Ende, „was Nina wusste“. Doch sowohl er als auch alle beteiligten Protagonisten wissen es eigentlich von Anfang an: Mit dem Spionagevorwurf konfrontiert hat sich Vera für ihren (bereits toten) Mann und gegen ihre Tochter entschieden. Nina wird dadurch in ein unstehtes Leben gedrängt, verschwindet immer wieder und verlässt ihrerseits ihre Tochter Gili. Veras Entscheidung wird zum Trauma und zur Belastung für die gesamte Familie.

Grossmann schreibt keinen Roman, in dem es um kriminalistische Aufdeckung eines Ereignisses geht, sondern um die Bewältigung dessen, was alle wissen und worunter alle leiden, worüber sie aber nicht reden. Um bewältigt werden zu können, muss das Wissen ausgesprochen, ja zum Teil herausgeschrien und schließlich an Orten einstigen Geschehens schmerzlich nachempfunden werden. Dem Autor gelingt eine als Erzählung gestaltete psychologische Studie vor allem der Charaktere von Nina und Vera. Sie erschüttert den Leser und geht weit über Mutter-Tochter-Konflikte, wie sie alltagspsychologisch angenommen werden, hinaus. Denn wir erfahren in Grossmanns Roman von den Wirkungen eines totalitären Regimes bis in den Alltag und das private Leben von Menschen hinein und den dilemmatischen Situationen, in die sie geraten können, was symptomatisch für jede Unrechtherrschaft ist. Und wenn wir plötzlich im Text auf Passagen stoßen, die durch Druck in anderen Schrifttypen auffallen, so sind wir beim Weiterlesen zunehmend schockiert, denn wir werden in diesen

Textabschnitten drastisch in der Sprache und schonungslos in den Inhalten mit Zwangsarbeit, Folter und Schikanen konfrontiert, denen Vera während ihrer Gefangenschaft ausgesetzt war.

Grossmann wählt für Ninas Mutter den Namen „Vera“, die weibliche Form des lateinischen Adjektivs für „wahr“. Die Vera des Romans lässt sich nicht einschüchtern und bleibt bei ihrer Aussage. Noch in einem weiteren Sinn ist „wahr“ für diesen Roman von Bedeutung: Er hat seinen historisch-realen Hintergrund in den Geschehnissen in Jugoslawien nach 1945. Zunächst als Verbündete aus dem II. Weltkrieg hervorgegangen, kam es 1948 zum Bruch zwischen Marschall Tito und Generalsekretär Josef Stalin und in der Folgezeit zur Bespitzelung und brutalen Verfolgung politischer Gegner in Jugoslawien, die exekutiert oder ins Strafgefangenenlager Goli Otok gebracht wurden. Dort war die 1918 geborene israelitische Kroatianerin Eva Panić-Nahir 19 Monate lang inhaftiert. Wie die Vera in Grossmanns Roman hatte sie sich geweigert zu unterschreiben, dass ihr bereits toter Mann Stalinist und damit in den Augen des Tito-Regimes ein Verräter war, und ebenso wie die Romanfigur ist sie nach ihrer Haftentlassung nach Israel ausgewandert. 20 Jahre lang haben sie und David Grossmann ihre Bekanntschaft gepflegt, und sie hat ihn zu dem Roman inspiriert.

Der israelische Schriftsteller ist Ende 2024 mit dem Heine-Preis ausgezeichnet worden.

Ina Karg

Siehe dazu auch *KULTUR* Seite 9.

David Grossmann: *Was Nina wusste*, übersetzt von Anne Birkenhauer, 352 S., Hanser Verlag, München 2020, www.hanser-literaturverlage.de.

Basel – Stadt an der Grenze

Viele Jahre lang musste die Schweizer Stadt Basel, welche eine der ältesten Universitäten im deutschsprachigen Raum beherbergt, auf eine aktuelle Stadtgeschichte warten. Nun liegt seit kurzem eine neue zehnbändige Historie der Grenzstadt am Rhein vor. Sie reicht von den Anfängen über die Neuzeit und das Mittelalter bis in die Gegenwart und ist nicht nur für Geschichtsinteressierte eine mehr als spannende Lektüre.

Eher sparsam gehen die Autoren mit der Darstellung jüdischen Lebens im Mittelalter um, was insofern etwas erstaunt, da Basel nicht nur über eine lange Tradition jüdischen Lebens verfügte und verfügt, sondern etwa auch die wichtigste Stadt des Hebräischen Buchdruckes war. Im Band „Die beschleunigte Stadt 1856 bis 1914“ sind dann die Anfänge der dritten jüdischen Gemeinde (heute Israelitische



Gemeinde Basel) geschildert, die auf das Jahr 1805 zurückgeht, nachdem rund 400 Jahre in der Rheinstadt, wie in den anderen Schweizer Städten, keine Juden leben durften. Sie fanden sich bis 1866 in den beiden sogenannten „Judendörfer“ in Endingen und Lengnau im heutigen Kanton Aargau wieder. Eine grosse Zuwanderung aus dem 1871 im Anschluss an den deutsch-französischen Krieg wieder deutsch gewordenen Elsass kam der jüdischen Gemeinde Basel zugute und trug dann auch dazu bei, dass die Jüdische Gemeinde 1868 eine „richtige“ Synagoge bauen konnte, die der deutsche Architekt Hermann Gaus entworfen und die die damalige Synagoge von Stuttgart zum Vorbild hatte. Auch aus dem nahen Baden kamen nun Juden nach Basel und sorgten für ein Wachstum der jüdischen Gemeinschaft. Erwähnt wird in diesem Band

selbstverständlich auch der Erste Zionistenkongress von 1897, der unter der Ägide von Theodor Herzl im Basler Stadt-Casino stattfand. Nicht erwähnt in der Stadtgeschichte wird allerdings der letzte Zionistenkongress vor der Staatsgründung 1948, der 1946 ebenfalls in Basel über die Bühne ging.

Besonderes Interesse findet dann aber auch der Band der Stadtgeschichte, der unter dem Titel „Stadt an der Grenze in einer Zeit der Gefährdung“ die Jahre 1912 bis 1966 behandelt und nicht zuletzt die Bedrohung der Grenzstadt Basel durch den Nationalsozialismus schildert. Die Stadt, die an vielen Stellen an Deutschland und Frankreich grenzt, war schon direkt nach Hitlers „Machtergreifung“ in einer speziellen Lage. Zahlreiche jüdische Flüchtlinge versuchten schon ab Februar 1933 in die Schweiz zu gelangen, doch nahm die offizielle Schweiz sehr schnell gegenüber den Flüchtenden eine abweisende Haltung ein, was sich auch auf die Haltung der Basler Behörden auswirkte. Zwar verschärfte sich ab 1935 ein gewisser Konflikt im Umgang mit diesen an Leib und Leben Bedrohten, da in Basel nun die Sozialdemokratie die Mehrheit in der Kantonsregierung stellte und der neue Polizeidirektor Fritz Brechbühl eine deutlich menschlichere Haltung einnahm als der Bundesrat in Bern.

Doch letztlich musste Basel, vor allem nachdem 1939 der Zweite Weltkrieg ausgebrochen war und die Grenzen hermetisch abgeriegelt wurden, das harte Regime übernehmen. Der Band schildert in diesem Zusammenhang den Fall des nach dem „Anschluss Österreichs“ 1938

nach Basel geflüchteten Wiener Juweliergehilfen Armin Weiss. Er wurde illegalerweise beim „Hausieren“ erwischt und sollte deshalb ausgewiesen werden. An ihm wollte man ein Exempel statuieren und überstellte ihn trotz eines Suizidversuches den Deutschen – mit der Unterschrift Brechbühls. Weiss wurde 1940 im KZ Sachsenhausen ermordet.

Druck auf die Basler Regierung und die Behörden wurde andererseits nicht zuletzt durch die große deutsche Gemeinde in der Stadt ausgeübt. Schon vor dem Ersten Weltkrieg lebten viele deutsche Staatsangehörige in Basel. Nun war diese Bevölkerungsgruppe nationalsozialistisch unterwandert und fungierte als eine Art „fünfter Kolonne“. Dies zeigte sich vor allem im (bis heute) mitten auf Schweizer Gebiet stehenden „Badischen Bahnhof“, der von der Reichsbahn betrieben wurde und in dessen Untergrund in den kritischen Jahren nach 1939 von deutschen Bahnangestellten Vorbereitungen für eine Besetzung der Schweiz durch die Wehrmacht vorgenommen wurden. Bereits 1933 hatte der Bahnhof zu diplomatischen Auseinandersetzungen zwischen dem Kanton und Nazi-Deutschland geführt, nachdem Basler Kommunisten mehrfach die Hakenkreuz-Fahne vom Turm des Bahnhofs geholt hatten.

Zu Verstimmungen kam es auch in den folgenden Jahren. Zum einen durch den „Fall Jacob“. 1935 lockten Nazi-Agenten den deutsch-jüdischen Journalisten Berthold Jacob, der immer wieder über die deutsche Aufrüstung geschrieben hatte, von Straßburg nach Basel, betäubten ihn und brachten ihn in einem Auto über die deut-

sche Grenze und weiter nach Berlin, wo er durch die Gestapo verhört und gefoltert wurde. Die Schweiz reagierte heftig wegen der Verletzung ihrer Neutralität und nach sechs Monaten musste das Nazi-Regime Jacob wieder gehen lassen – ein diplomatischer Triumph für die Demokratie.

Auch dass die bekannte Basler Fasnacht sich immer wieder über die braunen Machthaber und vor allem ihren „Führer“ jenseits der Grenze lustig machte, wurde von diesen gar nicht gerne gesehen. Bereits 1933 protestierte die NSDAP-Ortsgruppe Basel gegen die „Herabsetzung“ des deutschen Reichskanzlers. In einer Art Selbstzensur verboten die Basler Behörden diese „fasnächtlichen“ Darstellungen nach Interventionen der deutschen Botschaft in Bern, doch konnten sie nicht alles unterbinden.

Der Nazi-Spuk fand 1945 auch in Basel ein abruptes Ende – nun wurden zahlreiche deutsche Staatsangehörige, die mit dem Nationalsozialismus sympathisiert hatten, über die Nordgrenze abgeschoben. Und einige Jahre später fand man bei einer Reinigung des Rheins auf dem Flussboden eine große Hitler-Büste. Diese war vermutlich in den Fluten gelandet, als sich die Hoffnung auf den „Endsieg“ in Luft aufgelöst hatte – nicht nur in Basel.

Die Reihe Stadt.Geschichte.Basel umfasst neun Einzelbände und einen großen Überblicksband.

Peter Bollag

Caroline Arni, Patrick Kury (Hg): *Stadt Geschichte Basel, Band 6 Die beschleunigte Stadt 1856–1914, 336 S., und Band 7 Stadt an der Grenze in einer Zeit der Gefährdung 1912–1966, 324 S., Christoph Merian Verlag, Basel 2024, www.merianverlag.ch.*

Wo geht das Licht hin

Ein poetischer Titel für eine Geschichte, die in weiten Teilen etwas anderes erzählt. Nadine Olonetzky hat sich, aus Anlass der „Stolperstein“-Verlegung für ihre Familienangehörigen, tief hineinbegeben in die Geschichte ihrer väterlichen Familie. Bis dahin kannte sie ihre Onkel und Tante aus Israel und eine Tante aus Wien mit ihren Eigenarten. Sie wusste, dass sie auf der väterlichen Seite weder Großmutter noch Großvater hatte. Sie freute sich als Kind und Heranwachsende, dass es einen Chanukka-Leuchter und den Weihnachtsbaum gab. Sie bemerkte die Bedeutung, die ihr Vater dem Fotografieren beimaß und dass er ihr eine Art Tagebuch anlegte mit der Maßgabe, es irgendwann weiterzuführen. Sie erlebte das Auseinanderbrechen der Ehe ihrer Eltern, von der sich die Mutter nie erholte, und die Lebensgier des Vaters, die sich nicht nur in den neuen Partnerinnen zeigte, sondern in seiner Geselligkeit oder



auch im Erwerb eines auffallenden Por-sches. Als sie 15 Jahre alt ist, erzählt der Vater ihr auf einer Parkbank von seiner Flucht 1943 in die Schweiz und von seiner Kindheit in Stuttgart. Von ihm gibt es ein einziges kleines Fotoportrait, wohl 1922 aufgenommen. Da ist Emil Benjamin Olonetzky vielleicht fünf Jahre alt. Er war der jüngste Sohn von Moritz Olonetzky und dessen Frau Malka. Sie kamen nach den Pogromen von 1905 von Odessa in den Südwesten Deutschlands, 1909 nach Stuttgart. Dort arbeitete Moritz als Generalvertreter einer Zigaretten-Großhandlung. 1921 starb seine Frau, seine Kinder waren damals zwischen vier und vierundzwanzig Jahre alt. Sie alle sind staatenlos.

1933 wird auch für Familie Olonetzky ein alles verändernder Einschnitt werden. Ab 1934 begeben sich nacheinander Paula, Abraham und Efrem auf die gar nicht so einfache Reise ins damals noch englische Mandatsgebiet Palästina und bauen sich

dort eine Perspektive auf. Anna geht mit ihrem Mann nach Berlin, der jüngste Sohn bleibt beim Vater. Seine Ausbildungsmöglichkeiten sind nicht mehr gut, erst recht nicht, als der Vater seine Stelle verliert. Viele Jahre später wird das Landesamt für Wiedergutmachung in Stuttgart diese Entwicklung zunächst nicht mit der NS-Judenpolitik in Verbindung bringen, sondern der Armut des Vaters zuschreiben. Moritz Olonetzky wird 1942 in das Stuttgarter Sammellager Killesberg gebracht und von dort am 24. April desselben Jahres in das kleine Städtchen Izbica in Ostpolen deportiert. Er ist einer von 27.000, die dort in dem sogenannten Durchgangsghetto ankommen. Ob er, wie so viele, dort stirbt oder in Sobibór oder Bełżec vergast wird, ist bis heute ungeklärt, ebenso wie das weitere Schicksal von Anna nach ihrer Deportation von Berlin ins Ghetto von Łódź.

Was seine Enkelin Nadine aber aufgrund einer Fülle amtlicher Papiere herausfindet, sind Einzelheiten der Geschichte ihres Vaters. Er wird unter anderem im Schlosshof in Bielefeld arbeitsverpflichtet. Wäre er dieser Aufforderung nicht gefolgt, hätte

ihm Haft gedroht. Dennoch wird diese Zeit nicht als Haftzeit anerkannt werden, ebenso wenig wie andere „Verpflichtungen“. Nach zwanzig Jahren Auseinandersetzung mit den Behörden erhält Emil Benjamin Olonetzky für einen Bruchteil der 56 Monate Zwangsarbeit eine Entschädigung – für 20 Monate 3.000 DM. Seine Tochter vermutet hinter der Beharrlichkeit des Vaters den Wunsch nach Eingeständnis von Unrecht, das begangen wurde. Als er die Entschädigung erhält, ist er schon längst etabliert als Grafiker, ist Schweizer Staatsbürger und hat Wochen im Untergrund in Wuppertal und die abenteuerliche Flucht in die Schweiz, die Internierung und das Drängen der Schweizer Behörden, nach dem Krieg „weiterzuwandern“, möglichst weit weg, äußerlich hinter sich. Aber alle diese Erfahrungen leben in ihm. Und so wird das einmalige Erzählen auf der Bank im Botanischen Garten auch nicht ohne Tränen ablaufen. Die Geschichte der Familie Olonetzky, die nie sentimental erzählt wird und gerade deshalb zu berühren vermag, steht für viele andere Überlebenden-Geschichten. Keine Familie ist eine Black Box, keine

Familie vergisst, auch nicht in der nächsten Generation, dass da mehr war und hätte sein sollen. Es gibt Antworten, aber es bleiben immer Fragen offen.

Zunächst verwundert, dann zunehmend erleichtert, liest man detailnah und in poetischer Sprache das Wachsen und Vergehen der Pflanzen im Garten in den Jahreszeiten, immer wieder eingefügt im Text wie kleine Inseln, die wir vor uns sehen. Dadurch erholen wir uns von der Bedrückung, die uns mit den Fakten nicht nur der Verfolgung, sondern auch der jahrelangen Auseinandersetzung mit Behörden erfassen könnte. An diesen Miniaturen zeigt sich Nadine Olonetzky's Könnerschaft ebenso wie in der ganzen Konstruktion. Ein unbedingt lesenswertes Buch.

Die Schweizer Autorin wird für ihr Buch am 30. Mai den Schweizer Literaturpreis im Rahmen der Solothurner Literaturtage erhalten. *Angela Genger*

Nadine Olonetzky: Wo geht das Licht hin, wenn der Tag vergangen ist, 446 S., S. Fischer Verlag, Frankfurt 2024, www.fischerverlage.de.

Rilke, und dennoch

Als Ilse Blumenthal-Weiss am 7. November 1921 ihren ersten Brief an den berühmten und von vielen Menschen auch verehrten, damals 46 Jahre alten Dichter Rainer Maria Rilke schrieb, war sie 22 Jahre alt, eine junge Ehefrau und Mutter. Die Entscheidung, in brieflichen Kontakt zu Rilke zu treten, konnte nicht von einem jüngst von ihm erschienenen Lyrikband motiviert sein, da er seit mehr als 10 Jahren „nichts in seinen Augen Gültiges“, wie die beiden Herausgeber in ihrem Nachwort schreiben, publiziert hatte. Blumenthal-Weiss schrieb vielmehr aus einer tiefer gehenden Bewunderung für sein Werk, der sie auch dem Dichter gegenüber Ausdruck geben wollte.

Dafür wählte sie jedoch ein eigenartiges Bild. Sie sei im Verhältnis zu ihm wie ein „Magnet, der ungewollt, aber mit unerbittlicher Kraft sein Eisen anzieht“. Nicht Rilke ist, wie zu erwarten gewesen wäre, der Magnet, von dem sie sich angezogen fühlt, sondern sie selbst ist das Kraftzentrum dieses erst beginnenden Briefwechsels. Ist das eine frühe Form von Stalking? Ihr erster Brief enthält einige unterschwellig herrische Formulierungen, die Rilke zur Antwort oder zumindest zur Aufmerksamkeit für die Briefschreiberin bewegen sollten. „Nur meine Briefe ab u. zu lassen Sie mir.“ Bei diesem indirekten Zwang zur Aufmerksamkeit für sie wird es nicht bleiben. In einem späteren Brief bittet sie Rilke ausdrücklich um ein „paar



Rainer Maria Rilke
Ilse Blumenthal-Weiss

Und dennoch!
Briefwechsel und Texte
zum Judentum

WALLSTEIN

erlösende Worte“. 34 Briefe wird Blumenthal-Weiss in den kommenden fünf Jahren bis zu Rilkes Tod an ihn schreiben. Er selbst antwortet mit 7 Briefen. Erstmals sind diese Briefe als Briefwechsel in einem Buch versammelt, das im vergangenen Jahr beim Wallstein Verlag erschienen ist, von Torsten Hoffmann und Anna-Dorothea Ludewig kundig kommentiert und mit einem Nachwort versehen, das

die Briefe in den Zeitkontext einordnet. Die Lyrikerin Ilse Blumenthal-Weiss wurde 1899 in Schöneberg geboren und starb 1987 in den USA. Schon früh hat sie Gedichte geschrieben. Ihr erster Gedichtband erschien 1929. 1937 floh sie mit der Familie nach Holland, von wo aus sie, nachdem sie von 1943 an im Lager Westerbork interniert worden war, im Dezember 1944 nach Theresienstadt deportiert wurde. Dort wurde sie schließlich am Ende des Krieges befreit. Ihr zweiter Gedichtband „Das Schlüsselwunder“ erschien 1954 in Zürich, spätere Bände in Deutschland.

Blumenthal-Weiss wünschte sich in ihren Briefen an Rilke vor allem eine Klärung ihrer religiösen Gedanken bzw. ihrer religiösen Weltanschauung, die kaum Anknüpfungen an ihr Judentum hat. „Geben Sie mir solche Offenbarung höchster Frömmigkeit.“ „Sie haben Samenkörner einer Gottbegreifensfrucht in mich gelegt.“ Auf solche glühenden Bekenntnisse und Erwartungen antwortete Rilke jedoch mit sehr luziden Erörterungen zum Judentum generell sowie zum jüdischen Geist in der Diaspora, der stets zur ambivalenten Herausforderung an die europäischen Nationen geführt hatte und immer noch führte. Da Rilke ein sensibler und individuell denkender Mensch gewesen ist, der sich zum Ausdruck seiner Gedanken nicht der gängigen Schlagworte und Phrasen der Öffentlichkeit bediente, ist es notwen-

dig, seinem Verständnis vom Judentum, das er in seinen Briefen äußert, in jedem einzelnen Wort, das er verwendet, nachzuspüren.

Leider projizieren die beiden Herausgeber in ihrem Nachwort seine Äußerungen zu stark auf den Kontext unseres gegenwärtigen Diskurses über den Antisemitismus, so dass für sie aus dieser Perspektive Rilkes Haltung zum Judentum ein „erhebliches Irritationspotential“ enthält, das sich aus dem seinerzeit vorherrschenden „Antisemitismus als kulturellem Code“ speisen soll. Diese Einschätzung ist nach der Lektüre von Rilkes Briefen nicht leicht nachzuvollziehen.

Der Band enthält neben dem Briefwechsel unter dem Titel „Texte zum Judentum“ zudem einen kurzen Text von Rilke sowie fünf Texte von Blumenthal-Weiss. Diese fünf Texte gehen auf Vorträge zurück, die Blumenthal-Weiss in den USA, wo sie ab 1947 lebte, gehalten hat, aber auch in Deutschland, wo sie auf ihren häufigen Reisen nach Europa Station machte, sowie auf Zeitschriftenpublikationen in Deutschland und in den USA. In diesen Texten präsentiert sich die Autorin als eine gereifte Frau, die sich ihren beiden Lebens-

themen, dem Dichter Rilke und dem Judentum bzw. dem Holocaust-Schicksal der Juden, mit einem bewundernswert kritischen Geist widmet, so dass man sich als Leser wünscht, die beiden Herausgeber mögen möglichst bald eine Sammlung ihrer Aufsätze und Vorträge publizieren.

In ihrem Aufsatz „Rainer Maria Rilke und das Judentum“ aus den 1950er Jahren findet sie in der Darstellung von Rilkes Verständnis zum einen des Judentums und zum anderen von jüdischen Menschen (wie z.B. Franz Werfel und Karl Kraus) Zugang zu den Deutungen, die Rilke ihr einst in seinen Briefen übermittelt hatte, die sie als junge Frau, ihren eigenen Gedanken hingegeben, jedoch nicht hatte aufnehmen können. Blumenthal-Weiss' 1958 gehaltenen Vortrag „Philosemitismus – eine Gefahr?“, der in diesem Band zum ersten Mal einem breiten Publikum vorgestellt wird, enthält Gedanken, die unvermindert aktuell sind. Sie sieht das Judentum, das zum gängigen Thema in der Öffentlichkeit der 1950er Jahre geworden ist, zur „Marktware“ degradiert. Im Philosemitismus erkennt sie die Kehrseite des Antisemitismus, „revers de la

médaille“. Für beide ist das Judentum und der jüdische Mensch nur Objekt, über das – einmal auf gute einmal auf böse Weise – verhandelt wird. „Viel wichtiger ist die Herstellung von normalen, neutral-selbstverständlichen Beziehungen von Juden und Nichtjuden.“

Dass man sich in Deutschland noch „lange, generationenlang, mit der Nazi-Barbarei“ beschäftigen werde, steht für sie außer Frage, jedoch mahnt sie an, „sich vor jeder Art Übertreibung [zu] hüten“. Blumenthal-Weiss formulierte diese Gedanken, obwohl sie ein vom Holocaust bis an das Ende ihres Lebens geprägter Mensch gewesen ist. Denn die Nazis ermordeten in Auschwitz ihren Mann und in Mauthausen ihren Sohn, von dessen ersten Lebenstagen sie Rilke 1921 in ihren ersten Briefen mit emphatischen Worten berichtet hatte.

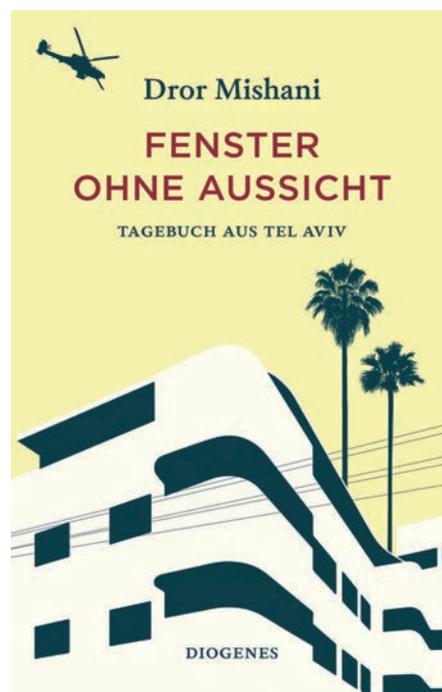
Daniel Hoffmann

Torsten Hoffmann, Anna-Dorothea Ludewig, unter Mitarbeit von Sara Kimmich (Hg): Rainer Maria Rilke, Ilse Blumenthal-Weiss, Und dennoch! Briefwechsel und Texte zum Judentum, 202 Seiten, Wallstein Verlag, Göttingen 2024, www.wallstein-verlag.de.

Fenster ohne Aussicht

Der 7. Oktober 2023 ist ein Samstag. Dror Mishani wacht um sechs Uhr morgens in einem Hotel in Toulouse im Südwesten Frankreichs auf, wo er an einem Krimi-Festival teilnehmen soll. Auf seinem Mobiltelefon findet er eine Nachricht seiner Frau Martha vor: „Guten Morgen. Hier geht's drunter und drüber, aber so richtig.“ In einem Telefongespräch berichtet ihm seine Frau, dass aus Gaza ununterbrochen Raketen auf Israel nieder-gehen, sie mit den Kindern deshalb im Schutzraum Zuflucht gesucht hat. Dass hier mehr als ein Raketenangriff vorliegt, begreift der Autor erst, als er einen israelischen Nachrichtensender einschaltet und das erste Video vom Überfall der Terroristen auf eine Polizeistation in Sderot und der Hinrichtung eines Autofahrers vor dem Gebäude sieht. Nach und nach werden mehr Videos im israelischen Fernsehen gezeigt, einige von Israelis aus dem Süden, andere von den Terroristen der Hamas. „Erst im Nachhinein werden wir begreifen, dass wir Zeugen eines Massenschlachtens an Zivilisten werden, live übertragen.“

Er wird sich fragen, ob er seine Frau und seine beiden Kinder aus Israel heraus-holen soll. Seine Frau ist unsicher, Mishani ruft seinen Bruder an, der sicher ist, dass ein großer Krieg beginnen wird. Und so wird er zu den Israelis gehören, die sich, wie bei jedem Krieg, auf den Weg nach



Hause machen. Kein leichtes Unterfangen ist es, ein Flugticket zu bekommen. Er stellt sich Fragen: Lässt sich ein Krieg vermeiden? Wie lange wird er dauern? „Vielleicht sollten wir die Härte des Schlags, den wir erlitten haben, erst einmal anerkennen, das Ausmaß des Schmerzes, sollten die Niederlage eingestehen und nicht versuchen, sie umgehend durch einen vorgeblichen Sieg zu tilgen, der in Wahrheit nur eine Fortschreibung des

Leids wäre, seine Übertragung an einen anderen Ort, nach Gaza mit seiner Bevölkerung – und damit nichts anderes als seine Perpetuierung?“ Und erst einmal nachdenken. Und trauern. Und der Angst Raum geben. Seine Gedanken dazu schreibt er im Flugzeug auf und wird sie als Artikel an die Tageszeitung „Haaretz“ schicken.

Zuhause erfährt er, wie unterschiedlich seine beiden Kinder reagieren: Der fünfzehnjährige Benni sitzt hinter verschlossener Tür und schaut Sport, während seine Tochter Sarah nicht aufhören kann, auf ihrem Mobilphone Videos des Überfalls zu schauen. Nur die, die Vergewaltigungen zeigen, lässt sie aus. Mit beiden Kindern lässt sich nicht reden. Benni wird erst Monate später auftauchen aus der gewählten Betäubung und sich die Frage stellen lassen, ob er darüber nachdenkt, bald eingezogen und damit selbst Soldat zu werden. Sarah versucht auch, einen anderen Weg zu gehen. Einmal, nach Monaten, fliegen sie zu Marthas Eltern nach Cambridge, und Benni wird lebhaft und zugewandt auf seine Großeltern reagieren. Gemeinsam werden sie an der Beerdigung von Marthas Großmutter teilnehmen und ihre Asche nach Warschau begleiten.

Sie werden nach den ersten Wochen der Erstarrung auch wieder, wie andere, am Leben draußen teilnehmen. Und sich im-

mer wieder Fragen stellen und Antworten in den Schriften, aus der Bibel ebenso wie in der „Ilias“. Der Schreibende selbst wird wieder an Demonstrationen teilnehmen gegen die Regierung, aber auch mithelfen auf den verlassenen Feldern des Südens. Er wird nachdenken über ein neues Buch, das er aber noch nicht schreiben kann. Nichts ist nach sechs Monaten gelöst, wie wir wissen. Die Leser können aber teilhaben an ei-

nem Prozess mit vielen Fragen und Gedanken.

Wer Mishanis Bücher kennt, von denen einige in JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN besprochen wurden, lernt den Schriftsteller hinter seinen Kriminalromanen ein Stück weit in dieser Ausnahmesituation, die jeder Krieg ist, kennen. Und ihn noch mehr schätzen. Weil er keine einfachen Fragen stellt und erst recht keine einfachen Antworten bereit stellt. Das

macht die Lektüre unbedingt empfehlenswert. Denn sollten nicht auch wir hier in Deutschland mit Trauern, mit Angst haben und Fragen stellen und keine einfachen Antworten suchen? Und, wie die Überschrift des letzten Teils lautet: Mit offenen Augen leben? *Angela Genger*

Dror Mishani: Fenster ohne Aussicht, Tagebuch aus Tel Aviv, 224 S., Diogenes Verlag, Zürich 2024, www.diogenes.ch.

Du mußt gegen den Wind laufen

Im Suhrkamp-Verlag ist jetzt, herausgegeben von Martina Hanf, der im letzten Jahr verstorbenen Literaturwissenschaftlerin, die „Gesammelte Prosa“ von Thomas Brasch erschienen. Dieser Band schließt sich an die von Hanf 2009 edierten „Interviews“ mit Brasch sowie die ebenfalls von ihr verantworteten „Gesammelten Gedichte“ (2015) an. Der umfangreiche dritte Band der „Gesammelten Prosa“ präsentiert ein bedeutendes literarisches Werk in einer kritischen Edition und bietet damit dem Lesepublikum die Möglichkeit, auch anhand der ausführlichen Kommentare, einen fundierten Einblick in die Motive und Themen von Braschs Schreiben zu gewinnen. Brasch wurde 1977, ein Jahr, nachdem er die DDR verlassen hatte, mit seinem Erzählband „Vor den Vätern sterben die Söhne“, der im Berliner Rotbuch-Verlag erschien, bekannt. Dieser Band wurde zu Anfang als Regimekritik an der DDR missverstanden. Er zeigte jedoch systemübergreifend die Entfremdung des Menschen in der modernen Leistungsgesellschaft auf.

Geboren wurde Brasch am 19. Februar 1945 in England als Sohn jüdischer Emigranten, die als sehr junges Ehepaar vor den Nationalsozialisten geflohen waren. 1946 kehrte die Familie in den von den Sowjets besetzten Teil Deutschlands zurück. Braschs Eltern machten ab 1949 in der DDR politische Karriere. Martina Hanf hat der „Gesammelten Prosa“ eine 16 Seiten umfassende kommentierte Biografie von Thomas Brasch beigegeben, die auch einige Einzelheiten aus seinem Familienleben berichtet. Der Band vereinigt gedruckte und ungedruckte fiktionale sowie essayistische Prosa von 1956 bis 2000. Am 3. November 2001 ist Thomas Brasch in Berlin gestorben.

Braschs Texte sind eine gedanklich und sprachlich konzentrierte Prosa, die den Leser von einem gefälligen, unterhaltensamen Nachlesen abhält und direkt zum engagierten Mit- und Nachdenken auffordert. Er führt seine Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen in Deutschland (Ost und West) in der zweiten Hälfte des



20. Jahrhunderts aus der Perspektive des Künstlers, der um die schwierige Position der Kunst in jedem politischen System weiß. Brasch hat sein Leben lang gegen die Vereinnahmung der Künste durch die Machthaber jeglicher Provenienz geschrieben. Gerade deshalb sind viele Themen, die in seinen Texten analysiert und problematisiert werden, heute wieder aktuell.

In seiner Rede zur Verleihung des Bayerischen Filmpreises 1982 weist Brasch auf die „Zerreißprobe zwischen Korruption und Talent“ hin, in die die Gesellschaft die Künste „geschleift“ habe, da sie über das Geld verfüge und es dem Künstler zur Verfügung stelle, während er ihr selbst zum „Dank“ ihre Schwächen und die in ihr herrschenden menschenunwürdigen Zustände aufzeigt. Die Widersprüche jedoch, in die der Künstler dadurch gerät, „sind die Hoffnungen“, Hoffnungen nämlich, dass die Kunst sich als jener „Pulverkeller“ zeigt, der die destruktiven Strukturen der Politik aufsprengt. Der Künstler ordnet sich der Gesellschaft nicht unter und weigert sich, Kunst als bloße Unter-

haltungsware abzuliefern. In einer Tagebucheintragung vom Oktober 1969 erklärt Brasch, dass Kunst den Blick nicht schule, „solange ihre Konsumenten nicht Produzenten im weitesten Sinne werden“. Der bloße Konsument, z.B. ein Leser von Kriminalromanen, flieht in die „Ersatzwelt der Sprache“. Produktiv wird hingegen der Konsument, der seine Erkenntnisse aus der Lektüre in seine Alltagswelt mit ihren vielfältigen Problemfeldern überführt. Auf unsere Gegenwart übertragen, ließe sich diese Kritik zu einer Kritik an der Ersatzwelt der Medien erweitern.

Brasch arbeitet mit anderen Begriffen als denen, die wir heute gebrauchen. Sie benennen jedoch dieselben Probleme. In seinem Brief an den Regisseur Christof Nel zur Einstudierung seines Theaterstückes „Rotter“ im Herbst 1977 schreibt Brasch: „Es ist falsch, wenn wir jetzt von außen an dem Stück herumdoktern und es auf die Bedürfnisse des Theaters hin ändern. (...) Die Fantasie der Schauspieler und Ihre auch kann sich doch nur an etwas reiben, das fremd bleibt. Wenn ich es nun bekannt mache, gibt es ein Loch, in das Klischees fallen.“ Für „Klischee“ gebrauchen wir heute „Algorithmus“, der uns nur das bereits Vertraute und das Gefällige vorsetzt, das uns allein zu konsumieren noch zugetraut wird. Brasch verwendet dafür auch die treffliche Metapher „Fertigsuppen“, um das Niveau jener Kunst zu charakterisieren, nach der sich die westdeutsche Gesellschaft der frühen 1980er Jahre sehnt.

Einen guten Zugang zu der großen Auswahl an Prosatexten, die dieser Band bietet, bilden die Exposees zu bedauerlicherweise unverwirklicht gebliebenen Film- und Fernsehprojekten wie „Das Spinnennetz“ nach Joseph Roths gleichnamigen Roman und „Nathans Wiederkehr“ sowie Nachrufe auf die DDR-Künstler Konrad Wolf und Anna Seghers.

Braschs Exposee zum „Spinnennetz“ verdeutlicht auf eine viel subtilere Weise das „soziale, sexuelle und politische Klima“ der Weimarer Republik als der gleichnamige Film, den Bernhard Wicki Ende

der 1980er Jahre in die Kinos brachte. Brasch arbeitet den Zusammenhang der drei Komponenten des Klimas schärfer heraus. Bei Wicki hingegen bilden sie keine Einheit, weil er das Sexuelle in einer schwülstigen Altherrenerotik auflöst. „Nathans Wiederkehr“ ist die Geschichte eines Spitzels, der zu Anfang des Krieges für die Gestapo – als Jude verkleidet – eine Jüdische Theatergruppe überwachen soll, sich aber im Milieu der Schauspieler in die verschiedenen Identitäten des Gestapospitzels und des verfolgten Juden so stark verstrickt, dass er am Ende mit den jüdischen Schauspielern nach Theresienstadt deportiert wird. Braschs Exposee ist eine Kritik an den Ideologien, die Identität als eine starre, zementierte Angelegenheit deuten.

Der Filmemacher Konrad Wolf, Sohn des berühmten Schriftstellers Friedrich Wolf („Professor Mamlock“), starb 1982 in Ost-Berlin. Brasch beginnt seinen Nachruf mit der berühmten Filmsequenz aus Wolfs

Film „Ich war neunzehn“ von 1968, in der russische Soldaten kurz vor Kriegsende in der Nähe Berlins in dem herrschaftlichen Saal eines Schlosses Pelmeni-Teigtaschen herstellen. Die Wehmut, die von der Erinnerung an diese unvergessliche, von Ausgelassenheit und Heiterkeit getragene Szene ausgeht, trägt Brasch bis an den Schluss seines Nachrufes weiter. Er beschreibt Wolf, der seine Kindheit und Jugend in Moskau verbracht hat, als einen Mann, der „nie aufgehört hat, das Land, in dem er lebte, mit den Augen eines Mannes anzusehen, der die Weite gegen die Enge eingetauscht hat“. Dass die Verwirklichung des Sehnsuchtpotentials nach Frieden in einer kommunistischen Gesellschaft, das in dieser Charakteristik steckt, so lange auf sich warten lässt, ließ Wolf in den Augen von Brasch als einen „sehr traurigen Mann“ erscheinen.

Im Nachruf für die 1983 verstorbene Dichterin Anna Seghers, die fast ein halbes Jahrhundert vor Brasch geboren wurde,

bekannt er zunächst, dass ihm ihr Werk viele Jahre nichts bedeutet und als antiquiert vorgekommen sei. Erst die politischen Zustände in seiner neuen Heimat Anfang der 1980er Jahre, die von der atomaren Abschreckung und dem NATO-Doppelbeschluss geprägt waren, haben ihm Seghers' Botschaft von der Kraft der Schwachen, „vom Aufstand der Gerechten“, verstehen lassen. Gerade an diesen Porträts, zu denen auch das von Ezra Pound gehört, zeigt sich die Stärke von Braschs literarischer und politischer Haltung. Er ist in der Lage, sich in der offenen Auseinandersetzung mit der Gestalt des Porträtierten selbst auf den Grund zu gehen und dabei in aufrichtiger Dankbarkeit seine Position zu klären.

Daniel Hoffmann

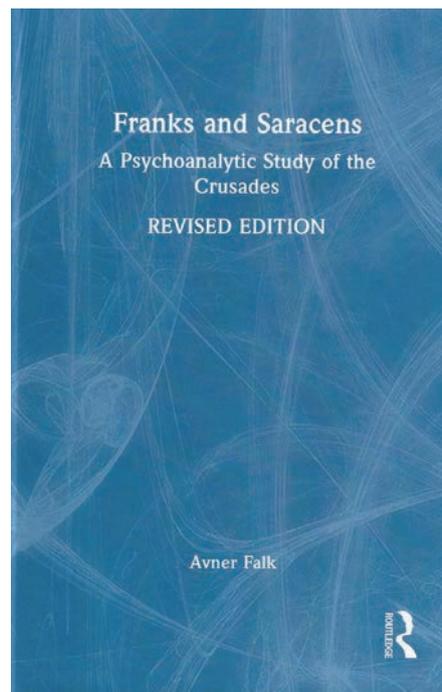
Thomas Brasch: *Du mußt gegen den Wind laufen. Gesammelte Prosa.* Hrsg. von Martina Hanf, 877 S., Suhrkamp Verlag, Berlin 2025, www.suhrkamp.de.

Die Kreuzzüge

Der israelische Psychologe und Biograph Avner Falk (Jahrgang 1943) hat elf wissenschaftliche Bücher und unzählige Abhandlungen veröffentlicht, die international große Beachtung gefunden haben. Diesem kenntnisreichen Forscher geht es stets darum, komplexe Erscheinungen zu beschreiben und dann ihren Aufbau, ihre Konstruktion verständlich zu machen. In diesem Jahr ist Falks 2010 publiziertes englischsprachige Buch über die Kreuzzüge in einer revidierten Auflage erschienen, zu der V. D. Volkan, ein Pionier der psychoanalytischen Großgruppenforschung, ein Geleitwort beigesteuert hat.

Erklärtes Ziel der Kreuzzüge (1096 bis 1291) war die Befreiung Jerusalems aus der Herrschaft der andersgläubigen „Sarazenen“. Wenn Falk sein Buch im Untertitel als eine „psychoanalytische Studie“ bezeichnet hat, so wollte er auf die Tatsache aufmerksam machen, dass seine Untersuchungen sich bemühen, auch die unbewussten Motive hervorzuheben, die die christlichen Kreuzfahrer und ihre muslimischen Gegner bewegt haben, eine Reihe schrecklicher Kriege zu führen.

Wer die wechselvolle Geschichte der neun Kreuzzüge richtig verstehen möchte, dem kann man das hier vorzustellende Werk empfehlen. Kurz und knapp schildert Falk die Entwicklung der brutalen Kriegshandlungen sowie die ungewöhnlichen Schicksale zahlreicher Protagonisten. Der Verfasser hat sowohl die überlieferten historischen Quellen als auch die umfangreiche Forschungsliteratur sorgfältig ausgewertet und leserfreundlich zusammen-



gefasst. Bei der Darstellung der Ereignisse hat er seine Fragestellung nach unbewussten Motiven nie aus den Augen verloren.

Aus analytischer Sicht sind die Kreuzzüge zu begreifen als das Ergebnis interner Konflikte der europäischen Christenheit. So deutet Falk z. B. die Massaker an den Juden im Rheinland als eine Verschiebung von Wut der Kreuzfahrer über ihre Lebensumstände auf Mitglieder einer fremden Religionsgemeinschaft. Zu den unbewussten Motiven der Kreuzritter zählt Falk bestimmte Phantasien sowie die Unfähigkeit Verluste zu betrauern; der Mechanismus einer kollektiven Realitäts-

verleugnung war in den mittelalterlichen Auseinandersetzungen ebenfalls wirksam.

Im vierten Kreuzzug, der übrigens nie das Heilige Land erreichte, haben Christen sogar andere Christen umgebracht. Folgen der blutigen Schlachten waren sehr viele tief traumatisierte Menschen. Es waren schon enorme Blutströme geflossen, als der englische Mönch Roger Bacon (1214–1292) zu dem Schluss kam, dass man Ungläubige nicht mit dem Schwert bekehren kann, sondern allenfalls durch Ansprachen und friedliche Dialoge.

Im Epilog der neuen Auflage von „Franks and Saracens“ erwähnt Falk den Überraschungsangriff der Terrororganisation Hamas auf Israel am 7. Oktober 2023. Was hat diese traurige Geschichte mit den Kreuzzügen zu tun? Aus der Sicht der arabischen Angreifer anscheinend sehr viel! Noch vor der Gründung des Staates Israel haben Araber die Zionisten in Palästina als die „neuen Kreuzfahrer“ bezeichnet. Azzam Pasha, erster Generalsekretär der Arabischen Liga, bemerkte 1947, die Juden in Palästina seien ein „vorübergehendes Phänomen“ wie die mittelalterlichen Kreuzfahrer – man werde sie vertreiben. Führende iranische Politiker vertreten diese Auffassung heute noch. Dies ist ein schönes Beispiel für Realitätsverleugnung in der Gegenwart.

Yizhak Ahren

Avner Falk: *Franks and Saracens. A Psychoanalytic Study of the Crusades*, 207 S., Routledge, London und New York 2025.

Песах

Раввин д-р Йоэль Бергер

Песах, который мы празднуем вместе с нашими братьями и сестрами, напоминает нам об исходе наших предков из Египта, где они в течение 400 лет были рабами и пленниками египтян и их правителей, фараонов. История совместных усилий и борьбы, которые в конце концов привели к свободе, была передана нам в третьей книге Моисея, Левит. Поэтому Тора, пять книг Моисея, как откровение Слова Божьего, является для нас важнейшим источником указаний для нашего народа по организации и проведению этого праздника. После исхода, освобождения из Египта, народ Израиля возник из детей и внуков патриархов Авраама, Исаака и Якова, а также матерей Сарры, Ребекки, Рахили и Леи.

Песах – это праздник рождения еврейского народа. Этот фундаментальный опыт каждого из нас всегда был решающим для еврейской жизни, для углубления еврейской идентичности: это освобождение отмечается в каждый праздник и в каждый шаббат. В праздничной литургии мы читаем Сецер лийциат Мицрахим, что означает «Помни об исходе из Египта». Во время вечерней трапезы, Седера на иврите, в начале праздника мы говорим: «Пусть каждый из нас ведет себя так, как если бы он тоже был освобожден от рабства ...»

Освобождение, обретение свободы, вызывает чувство восторга у людей, только что освободившихся от гнета. Однако это эмоциональное состояние вряд ли может сохраняться в течение длительного времени. Разочарование повседневной жизни часто так сильно бьет по ценности обретенной свободы, что через некоторое время исчезает и память о счастье свободы. Мне кажется, что и Тора, и поздние переписчики имели представление о том, как трудно реализовать свободу. И как год от года становится все труднее вспоминать о свободе, об освобождении, которое даровал нам Бог. Это одна из причин, по которой раввины считали своим долгом рассказывать историю рабства в Египте и освобождения. Каждый должен рассказывать историю Песаха по-своему, в соответствии со своим пониманием и тем, что кажется ему важным и существенным.

Здесь я хотел бы обратиться к эпизоду из второй книги Торы. Речь идет о тиране Фараоне и двух женщинах. Он послал за двумя еврейскими женщинами, двумя повитухами израильтян. Фараон

приказывает им убить всех новорожденных израильтян мужского пола, которые появятся на свет с их помощью. Фараон считает, что это окончательно сведет к нулю рост числа израильтян (2 Б.М. 1:15). Но тиран сильно ошибается. Он думал, что только израильтяне могут поставить под угрозу его планы и что только от мужчин израильтян можно ожидать сопротивления. Я читал в одном из старых раввинских комментариев к Торе, что он боялся только мужчин и хотел уничтожить их только потому, что его советники и астрологи пророчили, что однажды израильтянин освободит народ из рабства. Однако Тора сообщает, что две женщины – повитухи и, вероятно, многие другие женщины, оказали решительное сопротивление, в отличие от мужчин. Во второй книге Торы, Шемот/Исход, буквально говорится (1:17), что эти женщины были богобоязненными, и поэтому осмелились саботировать приказы фараона. Однако в Торе мы не находим упоминаний о богобоязненных мужчинах в Египте. Я также не хочу скрывать, что раввинистическое толкование уже процитированного Писания, написанного мужчинами, не скупится на похвалу и милосердие, когда речь идет о женщинах. В одном месте экзегезы женщины описываются как образцовые хасидот, «благочестивые души». Ибо к чему были бы необыкновенные способности Моисея и Аарона, которые вывели народ из Египта, если бы женщины не осмелились спасти мальчиков? Не было бы никакого Моисея. Исход, освобождение не смогли бы состояться. Благодаря этим мужественным женщинам израильтяне стали народом.

Человеческое достоинство легче и успешнее сохранять и защищать в условиях свободы, в условиях демократии. Тоталитарные государства и державы хотят, чтобы мы отказались от способности думать самостоятельно. Вместо этого они заставляют нас служить своей идеологии, полагая, что в результате наша судьба примет более благоприятный оборот. Свобода, которую провозглашает Песах, учит нас активно участвовать в позитивных изменениях в обществе, бороться с безразличием и пассивностью. Именно поэтому Песах и по сей день не утратил своего значения как праздник свободы.

